

DER LANDSER



Günter Conrad

**Vierte Ladung
AUFSCHLAGZÜNDER**

Hn 39

60 Pf.
Wien, S. S.

Scan & Korrektur: Keulebernd



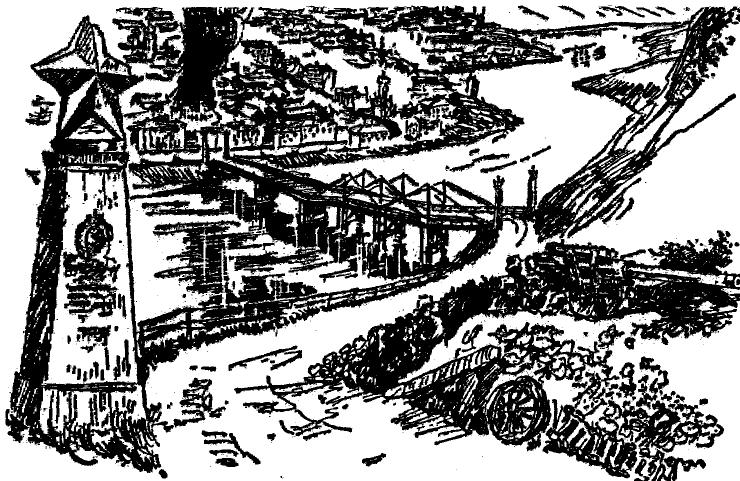
**Kampfpause:
Verpflegung deutscher
Infanteristen durch
eine russische Bäuerin**



15 cm Schwere Feldhaubitze 18 in Feuerstellung an der Ostfront

Vierte Ladung – Aufschlagzünder!

Artilleristen in der Hölle der Schlachten



Georg Volkmann, Gefreiter und später Unteroffizier, ist ein Soldat wie Millionen andere Männer des Zweiten Weltkrieges. Als Artillerist steht er an der Front im Osten. Dort wird er verwundet. In der Heimat erlebt er beim Ersatzheer als Genesender den Bombenkrieg, der ihm unter fürchterlichen Eindrücken die Frage bewußt werden läßt: Hat der Frontkrieg noch einen Sinn? Und er geht doch wieder an die Front zurück, zu seinen Männern, zu seinen Kameraden.

Warum meldet er sich wieder nach vorn? Weil er Nationalsozialist ist? Oder weil er blind ist gegenüber den Tatsachen? Nein, weder das eine noch das andere bestimmt seinen Entschluß. Es ist eine »Flucht nach vorn«, um damit aus seinen Gewissensqualen herauszufinden. Er hat gesehen, daß die Heimat, die der Landser draußen an den Fronten zu verteidigen glaubt, schutzlos im Bombenhagel zerbricht und im Phosphorbrand in Asche fällt.

Georg Volkmann ist einer der Männer, die nicht kämpfen, um Helden zu sein oder um Orden zu erwerben, sondern die glaubten, das tun zu müssen, was ihr Auftrag war: zu kämpfen.

Georg Volkmann gab Jahre seiner Jugend, sein Lachen, seine Freude. Und nichts anderes blieb ihm, als umsonst dies alles gegeben zu haben, umsonst... Wirklich umsonst? Daß sein Opfer und mehr noch das der Toten des Zweiten Weltkrieges doch nicht umsonst gewesen sein möge, das ist der Sinn der Schilderung von Volkmanns Kriegserleben: daß keine Generation jemals wieder gezwungen werden möge, gleiche Opfer zu bringen.

Die Redaktion

Der historische Hintergrund

Unteroffizier Volkmanns Artillerieregiment marschiert auf der Rollbahn Staraja-Russa im Frühjahr 1942 wieder vorwärts.

Doch bald erhält das Regiment einen neuen Einsatzbefehl: Verlegung in den Raum um Demjansk!

Die deutschen Truppen waren wieder im Vormarsch. Nachdem der harte Winter 1941/42 überwunden war, rollten wieder die Panzer und die Geschütze. Die Infanteristen marschierten wieder ostwärts, sieghaft und mit vielen neuen und großen Erfolgen.

Aber der Gegner war nicht gewillt, den deutschen Truppen allein die Initiative zu überlassen. Die Zeit hatte für den Gegner gearbeitet – und seine alliierten Freunde ebenfalls.

Die besten Angriffsziele fand die Rote Armee in der deutschen Front von Woronesch bis Schlüsselburg bei Leningrad. Hier waren erfolgversprechende Ansatzpunkte für seine Angriffsunternehmungen! Bei Leningrad, am Wolchow, bei Demjansk, bei Rshew-Wjasma und im Bogen bei Orel hatte die deutsche Front Einbuchtungen oder Vorsprünge. Hier

konnten die Soldaten der Roten Armee angreifen. Und hier griffen sie an!

Bei der Heeresgruppe Nord gelang es dem Gegner durch einen Angriff im Leningrader Raum nach Osten durchzubrechen. Schlüsselburg wurde isoliert, und die Landverbindung nach Leningrad wieder hergestellt, nachdem die Ostseestadt über ein Jahr abgeschnitten war.

Doch gelang es den deutschen Truppen, Schlüsselburg wieder zu nehmen und Leningrad erneut abzuschließen. Der Erfolg der Russen lag nicht dort greifbar, sondern in der Tatsache, daß die 11. deutsche Armee unter Generalfeldmarschall von Manstein nicht zur Einnahme Leningrads verwendet werden konnte, sondern im Flaschenhals von Schlüsselburg und an anderen Stellen verbraucht wurde!

Die russische Einbuchtung am Wolchow konnte im Verlauf des Sommers 1942 in lang andauernden Kämpfen eingedrückt werden. Dabei wurde der später als Führer der russischen Freiwilligenverbände berühmt gewordene General Wlassow gefangen genommen.

Im Raum von Demjansk versuchten die Russen durch ständige Angriffe den schmalen und weit vorspringenden Schlauch zusammenzupressen. Auch hier entwickelten sich harte und lang andauernde Kämpfe, bei denen es den nun schon seit fast zwei Jahren dort kämpfenden und bewährten Verbänden gelang, einen Abwehrerfolg zu erzielen.

Aber wie lange konnte der Schlauch gehalten werden? Und unter welchen Opfern?

In drei Kriegsjahren seit 1939 hatte die deutsche Wehrmacht im Angriff ungeahnte Erfolge erzielt. Der kaum meßbare Raum vom Nordkap bis zur nordafrikanischen Küste, von der Wolga bis zum Atlantik wurde von ihr kontrolliert und mußte von ihr verteidigt werden. Aber überall verstärkte sich der Gegner, dessen Kräfte sich erholt oder durch Hilfe von außen

verstärkt wurden.

Überstieg nicht diese Aufgabe, die die politische Führung Deutschlands der Wehrmacht und dem Volk gestellt hatte, die Möglichkeiten?

Schon zeigten sich Brüche im Schirm der weit gespannten Fronten. Die Engländer hatten Rommels Front bei El Alamein im November 1942 durchbrochen. Wenige Tage später landeten in Marokko und in Algerien alliierte Truppen.

Und Mitte November durchbrachen russische Verbände die deutsch-rumänischen Kräfte nordwestlich und südlich von Stalingrad!

Damit beginnen die Dramen, die in kurzer Zeit unter der afrikanischen Sonne, in Tunis wie in den verschneiten Ruinen von Stalingrad ihr Ende finden sollen.

Die Schicksalswende hat begonnen!

Langsam beginnt der Schnee zu tauen.

Die warmen Strahlen der Frühjahrssonne lassen ihn zu Wasser schmelzen.

In schmutzige Seen haben sich die Wege im Wald ostwärts von Nagatkino verwandelt. Die Rollbahn Staraja-Russa ist zu einem einzigen Schlammbad geworden. Jedes Fahrzeug, ob bespannt oder motorisiert, bleibt im Schlamm stecken. Nur Raupenschlepper halten den Verkehr noch aufrecht. Oft schleusen sie vier, fünf Fahrzeuge im Schlepptau durch den zähen Morast.

Noch in den letzten Frosttagen hat die neunte Batterie ihre B-Stelle¹ am Rande des großen Waldes bezogen. Feste Bunker mit dicken schußfesten Balkenlagen wurden unter hohen und schlanken Bäumen errichtet.

Sechs Mann, der Wachtmeister Steffen², Volkmann, Pohnke,

¹ Beobachtungsstelle

² Alle Namen, außer solchen von Persönlichkeiten der Zeitgeschichte, sind frei gestaltet

Unteroffizier Putzke, Schneider und Gebhard als Fernsprecher, haben einen niedrigen, fensterlosen Unterstand bezogen. In einem zweiten Bunker sind der am 20. April beförderte Oberleutnant Walter als Beobachtungsoffizier mit dem Scherenfernrohrunteroffizier und zwei Offiziersanwärtern im Gefreitenrang untergebracht. Die beiden Fahnenjunker sind der Batterie zur Frontbewährung zugeteilt.

Die einsetzende Schlammperiode hat jegliche Unternehmen an der Front zum Stillstand gebracht. Es ist ruhiger Dienstbetrieb. Eine Atempause für die ausgebluteten Verbände auf beiden Seiten.

Schneewasser und Sumpfgelände bringen neue Leiden für den Landser. In den flach in die Erde gebauten Bunkern sammelt sich das Wasser und droht die Unterstände zu ersaufen.

Der kleine Pohnke schöpft mit einem Kochgeschirrdeckel das Wasser, das sich auf der Bunkersohle gesammelt hat, in einen Eimer und reicht ihn zu Volkmann, der den Eimer vor dem Bunker leert.

»Haste gezählt, Schorsch?« fragt jetzt Pohnke und macht eine kleine Atempause.

»Ja. Vierunddreißig Eimer. Heute morgen zwoundvierzig, und mittags waren es sechsundzwanzig. Das ist eine tägliche Förderleistung von hundertundzwölf Eimer Wasser. Übrigens vier mehr als gestern.«

»Eines Nachts laufen wir Gefahr zu ersaufen.«

Steffen, der vom Regiment eine GKdos-Meldung³ geholt hat, bleibt vor dem Bunkereingang stehen. Als Volkmann erneut einen Wassereimer ausgießt, sieht er ihn fragend an:

»Sag mal, Volkmann und Pohnke, wird das Wasser in unserem Bunker nie weniger?«

»Nöö. Im Gegenteil – eher mehr.«

»Das ist ja logisch. Es kann ja auch gar nicht weniger

³ GKdos: Geheime Kommandosache

werden.«

»Nöö, Wachtmeister, kann es auch nicht.«

»Ihr wollt schlaue Füchse sein«, und dann spricht Steffen in einer ungewöhnlich ironischen Sprache weiter. »Idioten seid ihr! Wenn ihr das Wasser gleich neben dem Bunker ausgießt, dann muß es sich ja auf der tief erliegenden Bunkersohle wieder sammeln. Ihr schöpft ja immer dasselbe Wasser wieder aus. Ist euch das nicht klar?« Dabei tippt er dem verdutzt dreinschauenden Volkmann vor die Stirn. Pohnke hält bei den Worten des Wachtmeisters seinen Mund weit auf:

»Da hat er recht«, sagt er, »der Wachtmeister hat recht. Warum bist du noch nicht darauf gekommen, Schorsch?«

»Wieso ich? Du hättest auch daran denken können. Aber wie können wir diesen Kreislauf abstellen?«

»Ganz einfach«, sagt Steffen. »Stellt euch doch nicht an wie die ersten Menschen. Ihr müßt für einen langen Abfluß sorgen. Mit zwei quer zueinander gestellten Brettern eine Rinne herstellen, schon hat sich der Laden.«

Pohnke reibt sich verlegen seine Nase:

»Und woher die Bretter nehmen?«

»Vielleicht bringt der Mann im Mond euch einige. Etwas anderes: Es gibt morgen Marketenderware, Schnaps. Die Landser im Pionierlager – fünfhundert Meter von hier – haben sie schon und sind stinkbesoffen. Übrigens, die Bretter liegen gleich am Waldrand.«

Am nächsten Morgen rinnt das ausgeschöpfte Wasser durch eine zehn Meter lange Rinne. Die beiden Funker haben mit Gebhard und Schneider die Ableitung noch in der Nacht angelegt. Und tatsächlich, schon um die Mittagszeit sagt Pohnke zu dem langen Gebhard:

»Die Kapazität der Wasserförderung ist erheblich gesunken. Auf den Trichter wärst du nie gekommen.«

Gebhard, der den kleinen Pohnke um dreißig Zentimeter überragt, schaut verächtlich auf den Sprecher hinab.

»Mir ist es gleich. Wenn wir im Bunker versoffen wären, hätte ich vorher dein Glücksen gehört. Dann könnte ich mich noch in Sicherheit bringen.«

Pohnke, der bei Anspielungen auf seine kleine Gestalt in Wut geraten konnte, schnappt nach Luft. Es fällt ihm im Augenblick keine passende Antwort ein, und er haut brummend ab. Gebhard als Größter, Pohnke als Kleinster der Batterie, haben, so extrem sie im Wachstum sind, auch meist verschiedene Meinungen. Aber sooft und soviel die beiden sich mit dem Mund befehlen, es liegt in ihren Worten doch nie ein Haß. Man hat eher das Gefühl, als wenn sie ihre Wortfechtereien als Blitzableiter des eintönigen Lebens benötigen. Man könnte sie als zwei »befreundete Feinde« bezeichnen.

So ist es auch, als das Verpflegungsfahrzeug erschienen ist und Steffen die Marketenderware verteilt. Die Insassen des Bunkers und die beiden Offiziersanwärter haben es sich vor dem Eingang gemütlich gemacht. Beim Reihumgehen einer Flasche mit Schnaps lösen sich die Zungen, und es entspinnt sich ein lebhaftes Gespräch. Steffen, der stets über die neuesten Ereignisse unterrichtet ist, wartet mit einer Neuigkeit auf:

»Die ruhigen Tage sind für uns bald vorbei. Es wird gesagt, daß unsere Division zur Stärkung der umschlossenen Verbände im Kessel Demjansk eingesetzt werden soll.«

»Das ist schon möglich, denn aus dem weiten Frontvorsprung bieten sich für die Heeresführung neue Operationsmöglichkeiten«, meint der lange Gebhard. Und der muß es ja wissen, denn sein Bruder, der in Berlin im Luftfahrtministerium sitzt, hält ihn über alle politischen und militärischen Dinge auf dem laufenden. Erst im letzten Brief teilte ihm der luftfahrtministerielle Bruder mit, daß in diesem Jahr die entscheidende Wende des Krieges durch eine in Serienproduktion befindliche neue Waffe eintreten würde.

»Stellt euch vor«, fährt Gebhard fort, »wir werden aus dem Kessel Demjansk direkt auf Moskau vorstoßen. Seht euch doch

eine Karte Rußlands an. Von Demjansk bis zur sowjetischen Hauptstadt sind es lumpige vierhundert Kilometer. Für unsere Panzerverbände in einer Woche zu erreichen. Mit den neuen Bomben werden unsere Flieger die Luft vereisen und Temperaturen bis hundert Grad Kälte schaffen.« Dabei fuchtelte er zur Bekräftigung seiner Worte heftig mit beiden Armen.

Der kleine Pohnke macht ein bedenkliches Gesicht.

»Das gefällt mir nicht. Ich habe noch die Schnauze vom letzten Winter voll. Um Kälte zu erzeugen, brauchen wir keine Bomben; da laß uns noch einige Monate warten.«

»Wenn ich was zu sagen hätte«, mischt sich Volkmann ein, »dann würden nacheinander Hitze- und Kältebomben geworfen. Dann wüßten die Russen nie, welche Bekleidung sie tragen sollten, und wir marschierten in aller Seelenruhe an ihren Stellungen vorbei.«

Steffen nimmt einen kräftigen Zug aus der Flasche.

»Ihr seid die besten Strategen der großdeutschen Wehrmacht«, sagt er und wischt sich den Mund, »der Gefreite Volkmann scheint mit seiner phantastischen Idee in die Fußstapfen des Gefreiten Hitler zu treten.«

Gebhard zieht die Stirne kraus und sagt in einem tadelnden Ton:

»Wachtmeister, man soll mit derartigen Dingen keine Scherze treiben. Jedenfalls bin ich davon überzeugt, daß das deutsche Volk psychisch und physisch in der Lage ist, den Krieg zu gewinnen. Was meinst du, Pohnke?«

Pohnke, der sich unter den Begriffen »psychisch« und »physisch« nichts vorstellen kann, aber auch seine Unwissenheit nicht zugeben mag, nickt zustimmend.

»Hört mit den geschwollenen Redensarten auf«, sagt Unteroffizier Putzke. »Krieg ist Krieg, und Schnaps ist Schnaps. Wer weiß einen anständigen Witz?«

»Richtig, sehr richtig«, stimmen ihm die anderen bei.

So trinkt man, erzählt man und schlägt die Zeit tot.

Als einmal ein Oberwachtmeister der achten Batterie von der nicht weit abliegenden B-Stelle herüberkommt und Steffen mit Hallo begrüßt, ihn umarmt, fragt ihn Steffen:

»Willste einen mittrinken? Ich habe noch einen guten Tropfen.«

»Deshalb komme ich ja gerade.«

»Das habe ich mir genau gedacht. Volkmann, hol mal die Pulle, die neben meiner Kojje steht.«

Volkmann geht und kommt mit einer angebrochenen Flasche wieder.

»Hier, alter Schwede, mach einen kräftigen Zug.« Es liegt ein, spitzbübisches Lächeln auf Steffens Gesicht. Wenn der Oberwachtmeister der Achten wüßte, daß das, was er an den Mund setzt, eine Flasche mit Lebertran wäre, würde er das Zeugs nicht über die Lippen laufen lassen. Aber das weiß der Oberwachtmeister nicht – noch nicht. Er ist im Glauben, einen guten Tropfen in der Hand zu haben. Er macht einen kräftigen Schluck; seine Augen verdrehen sich, dann hält er sich an einem Baumstamm fest und übergibt sich. Das war zuviel. Hinter seinem Rücken ein Chor von Lachern. Der Oberwachtmeister rennt nach seinem Bunker zurück.

»Dieser Nassauer!« lacht Steffen. »Wir können unseren Schnaps alleine saufen!«

Es ist Sommer. Hochsommer.

Eine brütende Hitze liegt über dem Sumpfgebiet südostwärts des Ilmensees und erzeugt ein feuchtwarmes Klima. Moderndes Holz verursacht einen eigenartigen Geruch. Die Wege abseits des Knüppeldamms sind immer noch verschlammt. Die erschöpften Pferde sind abgemagert und brechen in den Tauen der Nachschubfahrzeuge zusammen. Schwärme von Mücken setzen sich auf die Haut und quälen Mensch und Tier. Die Soldaten versuchen die Quälgeister mit

brennenden Fichten- oder Kieferzweigen aus den Unterständen zu vertreiben. Dann rötet der beißende Rauch die Augen.

Obwohl sich die Sowjets verhältnismäßig ruhig verhalten, liegt doch hin und wieder Artilleriebeschuß auf den deutschen rückwärtigen Stellungen. Wenn die Einschläge in das sumpfige Gelände einhauen, steigt eine Schlamm- und Wasserfontäne hoch. Der weiche, schlüpfrige Boden lässt die Zünder oftmals keinen genügenden Widerstand finden. So stecken überall Blindgänger im aufgewühlten Gelände. In den letzten Tagen hatte die neunte Batterie sechs Ausfälle.

Die erst als »Latrinenparole« von Mund zu Mund gehenden Gerüchte vom Verlegen der Division in den Kessel von Demjansk haben sich bewahrheitet.

Der Abmarsch der neunten Batterie ist für die späten Abendstunden befohlen worden. Für den Marsch ist die Nachtzeit vorgesehen, da die Bewegungen gleich hinter den Infanteriestellungen, sozusagen unter dem Auge des Feindes, vor sich gehen müssen. Die B-Stellen-Besatzung wartet auf ihrem Standpunkt auf die nachrückende Gefechtsbatterie.

Die Fernsprechkabel sind eingezogen und auf dem B-Wagen und Fernsprechwagen verstaut. Um 18 Uhr treffen die Munikolonnen und die einzelnen Geschützgespanne ein. Die Haubitzen, die, um ein Absaufen in dem sumpfigen Boden zu verhindern, auf Birkenrosten in Stellung gebracht worden waren, werden wieder aufgeprotzt, und um 20 Uhr steht die Batterie abmarschbereit.

Hauptmann Gockel nimmt die Meldung des Hauptwachmeisters entgegen. Der Batteriechef ist nach der Zeit der Schneeschmelze noch mürrischer geworden. Rheuma plagt ihn wieder stark. Zudem haben sich bei ihm eitrige Furunkel gebildet. Sein Gesicht ist mit Leukoplast verklebt. Die Kanoniere sagen, der Alte sähe aus wie der Vertreter einer Verbandsstoff-Firma. Aus diesem Grunde hat der Batteriechef

kaum sein Blockhaus in der Feuerstellung verlassen.

Gockel, schon im Sattel seines Rappens sitzend, dankt dem Hauptwachtmeister förmlich. Mit erhobenem Zeigefinger gibt er den Befehl zum Abmarsch. Müde, unendlich müde, sind seine Bewegungen. Gockel reitet vor und überläßt den Unteroffizieren den Abmarsch der Gefechtsbatterie.

Der B-Wagen steht wartend auf dem Knüppeldamm.

»Erstes Geschütz! Aufsitzen!« Die Mannschaften haben, da der Marsch in Frontnähe verlaufen wird, den Stahlhelm aufgesetzt. »Marsch!« Der Geschützführer reitet auf dem schmalen Birkenweg zum Knüppeldamm voraus. Die Pferdehufe klappern auf dem Holz.

»Zweites Geschütz! Los, aufsitzen – marsch!«

Und da geschieht es!

Plötzlich bleibt alles stocken. Das erste Geschütz ist festgefahren. Beim Einbiegen auf den Knüppeldamm mußte der Vorderreiter Lehmann die Kurve zu kurz genommen und die Stange herumgerissen haben. Der Stangenreiter, Obergefreiter Wrucke, ein gewissenhafter und zuverlässiger Mann, wollte seine Gäule noch zur Seite reißen; dabei scheute das Handpferd. Nun steht die schwere Lafette schief. Das rechte Geschützrad ist von der Unterlage abgerutscht und steckt im Schlamm.

Der Geschützführer ist abgesessen, zieht seinen Gaul am Zügel hinter sich und besichtigt den Schaden. Der Futtermeister führt seinen Fuchs mit tänzelnden Schritten auf den Knüppeldamm heran. Es prasselt Flüche und Vorwürfe.

»Hart nach links anziehen!«

Wrucke mit den Stangenpferden und die beiden Vorderreiter hauen die Sporen in die Sattelpferde und lassen die Peitschen auf die Handpferde klatschen. Die Haubitze rutscht noch weiter ab. Die ganze Bagage auf dem Geschütz verlagert sich und drückt es noch tiefer.

Der Futtermeister auf seinem Fuchs verzichtet keine Miene.

»Absitzen!« Die schlimmste Strafe für die Fahrer. Er setzt sich selbst in den Sattel des Stangenpferdes. Der Geschützführer faßt die Trensenzügel der Vorderpferde.

»Zuuu-gleich!« Der Futtermeister läßt die Zügel locker und drückt die Schenkel an. Die Gäule legen sich in die Taue. Ihre Muskeln sind zum Zerreißen angespannt. Die Haubitz ruckt an und gleitet nach rechts abrutschend noch tiefer in den Sumpf.

Gockel ist zurückgeritten. Wortlos betrachtet er mit vorwurfsvollem Blick die Anstalten zum Freimachen des Geschützes.

Gockel schaut nervös auf seine Uhr.

Der Hauptwachtmeister steht neben dem abgesackten Rad.

»Abladen! «befiehlt er.

Packtaschen und Kisten fliegen herunter. Der Lafettenkasten wird freigemacht. Granaten und Kartuschkästen werden ausgeladen.

»Langtaue! Kanoniere in die Räder! Kanoniere – in die Räder!«

Zwanzig Kanoniere, Nachrichtenleute, Männer der Munitionskolonne eilen herbei.

Das unbewegliche, metallene Fahrzeug wird von allen Seiten kritisch betrachtet. Die Kanoniere werfen Knüppel und Stroh vor das eingesackte Rad.

»Vorwärts! Vorwärts!« schreit Gockel von seinem Rappen.
»Wir müssen um 22 Uhr auf der B-Stelle sein. Vorwärts!«

Die Zeit verrinnt. Gockel wird immer nervöser, da die Batterie im genau errechneten Zeitplan des Abmarsches sich in die Marschkolonne einreihen muß.

Für die wartenden Fahrzeuge wird eine andere Abmarschmöglichkeit gesucht. Vergebens, es gibt keine andere Auffahrt zum Knüpeldamm, und diese ist vom ersten Geschütz verriegelt.

Zwei weitere Gespanne werden vorgehangt. Zehn Gäule

stehen jetzt vor der Haubitze in den Tauen. An den Langtauen warten vierzig Mann auf das Kommando zum Anziehen.

»In die Räder!« schreit der Spieß. Alle Muskeln sind angespannt.

»Zuuu-gleich! Zuuu-gleich! Zuuu-gleich!« Fahreraale klatschen auf die Pferdeleiber. Von auskeilenden Pferdebeinen klappern metallisch die Braken. Die als Hebebaum angesetzte Deichsel zerbricht. »Zuuu-gleich!« Langsam bewegt sich die Haubitze durch den Sumpfboden, bleibt wenige Zentimeter vor dem Knüppeldamm erneut stecken. Die Gäule dampfen. Den Kanonieren rinnt der Schweiß am Rücken entlang. Jetzt hat das Geschütz eine Schräge angenommen, daß es umzukippen droht. Die Kanoniere hängen sich an das linke hochstehende Rad.

In den Pausen, während die Männer nach Atem ringen, rollen Fahrzeuge und Geschütze der übrigen Batterien des Regiments auf dem Knüppeldamm vorbei. Bissige Scherzworte schallen herüber.

Neue Birkenstämme werden unter das abgerutschte Rad gelegt. Auch sie zerknicken wie Streichhölzer unter der schweren Last.

»Schmeißt doch Geschoßkörbe drunter! In die Räder! Zuuu-gleich! Zuuu-gleich!« Die Gespanne werden ausgewechselt. Es ist ein aussichtsloses Beginnen. Zehn Pferde und dreißig oder vierzig Mann – wer würde sie in diesem Augenblick zählen – liegen in wütenden Anstrengungen in den Tauen oder stämmen sich in die Räder. Zuletzt sind alle vollständig erschöpft.

In den frühen Morgenstunden wird eine Zwanzigtonnen-Zugmaschine einer Flakbatterie⁴ angefordert. Als sie nach kurzer Zeit erscheint, ist es heller Tag geworden. Die Geschützlafette liegt mit Kasten und Achse auf dem aufgewühlten Morast auf.

Die Flaksoldaten hängen mit einer kurzen Kette die Haubitze

⁴ Flak: Flugabwehrkanone(n)

an.

»Links und rechts anziehen!« Die Raupen der Zugmaschine drehen sich und mit einem Ruck steht die Haubitze auf dem festen Untergrund.

Elf Stunden hat die Verzögerung gedauert. Abmarschbereit sammelt sich die neunte Batterie auf dem Knüppeldamm. Durch das Mißgeschick eines einzigen Soldaten war die Batterie zur Untätigkeit verdammt. Die Unachtsamkeit dieses einzelnen Mannes hat eine ganze Nacht lang sämtliche Fahrzeuge einer Batterie zum Stillstand gebracht. Der Vorderreiter Lehmann vermeidet es, jemanden anzusehen. Er fühlt sich schuldig an allem. Hinzu kommt, daß zur Tageszeit der vorgesehene Weg durch Feindeinsicht nicht passierbar ist. So muß ein Umweg von fünf Kilometern eingeschlagen werden.

Ermüdet sitzen Fahrer und Reiter in den Sätteln; die Kanoniere auf den Geschützprotzen. Die B-Stellen-Besatzung ist zurückbeordert worden.

Gegen Abend passiert die Batterie die engste Stelle des Schlauches zum Demjansker Kessel bei Ramuschewo.

Die Zufahrtsstraße liegt unter ständigem Feindbeschuß. Eine Staffel Versorgungsflugzeuge braust in niedriger Höhe, als würden sie die Baumwipfel streifen, über die Köpfe der Landser in Richtung Westen. Die zuverlässigen »Ju 52« müssen auch jetzt nach Öffnung des Kessels noch einfliegen, da die eine, stets gefährdete Rollbahn zum Nachschub für die in ständiger Abwehr stehenden Truppen nicht ausreicht.

In weiten Abständen von zweihundert Metern werden Fahrzeuge von Posten der Feldgendarmerie durch die Gefahrenstelle geschleust. Die Fahrer treiben die Gäule zum Trab. Wenn eine Panzergranate herüberfegt, geht es im Galopp über diese gefährdete Ecke. Wer von Demjanskämpfern kennt nicht diese Brücke, die ein Schild mit der Bezeichnung »Himmel-Arsch-und-Wolkenbruch-Brücke« trägt? Hier

verläuft jeder Verkehr nur im rasenden Tempo.

Am »Kanonenberg«, einer heißumkämpften, verlassenen russischen Geschütz- und Panzerstellung, gibt es eine kurze Verschnaufpause. Dann macht die Straße einen Knick; noch einmal eine Strecke von zweihundert Metern unter feindlicher Beobachtung von rechts ist zu überwinden, dann ist es geschafft. Ohne Verluste sammelt sich die Batterie auf der Rollbahn zwischen hohen Kiefern.

Der Marsch geht weiter. Mit Pontonfähren wird bei Nacht über den breiten Lowa gesetzt. Es vergehen Stunden, ehe sämtliche Fahrzeuge und Haubitzen den Fluß überquert haben.

Dann ist die Batterie im Brückenkopf Demjansk und marschiert neuen Einsätzen entgegen. Im Nordbogen bei Lytschkowo bezieht die Division Abwehrstellungen.

Mit starken Kräften versuchen die Sowjets in wiederholten Angriffen den Kessel zu sprengen. In diesen kräfteverzehrenden Kämpfen, die in den Sommertagen zu äußerster Heftigkeit anschwellen, stehen die bewährten Divisionen in ständigem Abwehrkampf. Und die Wehrmachtsberichte melden glänzende Abwehrerfolge – nicht aber die Leiden, Opfer und Verluste.

In der HKL⁵ am Bahndamm der Eisenbahnlinie Staraja Russa-Lytschkowo stehen die Infanteriekompanien in gutausgebauten Stellungen in Erwartung neuer russischer Angriffe.

Der nasse Boden erlaubt zwar kein tiefes Eingraben, aber die mit dicken Baumstämmen und Erdauwurf geschützten Maschinengewehrnesten, Pakgeschütz- und Granatwerferstellungen bieten dem Landser doch eine gute Deckung. Die angeschlagenen Regimenter sind mit Ersatz, meist frischen Rekruten aus der Heimat, aufgefüllt worden. In dieser Menschenmühle der Abwehrschlacht um Demjansk reifen die

⁵ Hauptkampfelinie

jungen, kurzfristig ausgebildeten Rekruten zum Manne, zum Einzelkämpfer. Hier heißt es, sich anpassen oder sterben. Diesen jungen Ersatz des Jahrganges 1924/25 erwartet eine Feuertaufe ohnegleichen. Sie sind noch ohne Frontbewährung, ohne Erfahrung, die sich erst bei längerem Zusammenleben mit älteren, kriegsgewohnten Kameraden erlangen lassen. Die alten Infanteristen, die das Gerippe des Widerstandes bilden, versuchen dem Ersatz den Übergang möglichst leicht zu machen. Und die jungen Menschen werfen sich mit der Inbrunst der Jugendbegeisterung in die harte, menschenverzehrende Abwehrschlacht.

Noch liegt Stille über dem sumpfigen, waldigen Gelände bei Knewitz, die nur von vereinzelten Feuerstößen der Maschinengewehre unterbrochen wird.

Unter Kiefern Zweigen getarnt, ragen die mattglänzenden, blaugrauen Rohre der Haubitzen hervor. Griffbereit liegen die Geschoßkörbe und Kartuschen gestapelt. Eingeschossen sind die Sperrfeuerkommandos.

In niedrigen Blockhäusern am Waldrand, wenige Meter hinter den Geschützen, sind die anspruchslosen Unterkünfte der Bedienungsmannschaften.

Seit einigen Tagen führt Oberleutnant Walter die Batterie. Gockel, dessen allgemeiner Gesundheitszustand sich täglich verschlechterte, liegt mit wolhynischem Fieber im Lazarett. Über zwei Jahre hat der Hauptmann die Batterie geführt, und der Abschied von den Männern fiel ihm nicht leicht.

Oberleutnant Walter, der neue Chef, genießt das Vertrauen der Batterieangehörigen. Seine Befehle und Anordnungen zeigen Verständnis für die Bedürfnisse der Männer. Wo es der Dienst und Einsatz erlauben, lässt er den Mannschaften Freizeit und Ruhe. Die Geschützbedienungen wissen selbst, daß in den Feuerpausen die Rohre der Haubitzen vom Pulverschleim zu reinigen sind. Die Fahrer brauchen nicht aufgefordert zu werden, ihre Pferde zu pflegen und sauber zu halten.

Oberleutnant Walter hat erkannt, daß bei den Landsern durch ein paar gute Worte mehr erreicht wird, als mit Schärfe und übertriebenem Kommißton. Die immer und überall auftretenden Schlamper werden von der Gemeinschaft selbst erzogen.

Wachtmeister Steffen ist als Beobachtungsoffizier beim Infanteriebataillon eingesetzt.

Volkmann und Pohnke sind als Funker in der Feuerstellung und liegen mit ihrem Gerät im Blockhaus der Bedienungsmannschaft des ersten Geschützes.

Der Richtkanonier, ein Obergefreiter aus Neustettin, ist emsig damit beschäftigt, einen Frontknüppel zu schnitzen. Er scheint schon Übung darin zu haben. Unter dem Stockgriff leuchtete weiß auf schwarzem Untergrund die Greifklaue, das Zeichen der Division. Darunter stehen die Orte der Einsätze: Luga, Leningrad, Staraja-Russa, Demjansk. Mit einem Wulst, der sich schlangenartig um den Stock legt, beendet er das Schnitzwerk und betrachtet es zufrieden.

Pohnke schaut ihm über die Schulter zu.

»Wenn du mal Moskau darauf schreiben wirst, dann wird der Krieg zu Ende gehen.«

»Oder Berlin.« Jemand der Geschützbedienung sagt es.

»Nö«, sagte der Richtkanonier. »Berlin wird nie ein Schlachtort werden. Warum, zum Teufel, sollte die Reichshauptstadt einmal Schlachtort werden? Die Fronten verlaufen doch über tausend Kilometer von den deutschen Grenzen entfernt.«

Volkmann zieht bedächtig an seiner Tabakspfeife und bläst den Rauch vor sich hin. Plötzlich schreckt er zusammen, und auch die übrigen Landser halten horchend den Atem an.

Aus Richtung HKL setzt überraschend das Trommeln der russischen Artillerie ein. Dumpf und rollend erschüttert und bebt die Erde, als käme dieses Grollen aus der Unterwelt. Der Auftakt zum lang erwarteten Angriff der Sowjets hat

begonnen. »Alaaarm!«

Vom Bunker des Batteriechefs ertönt der Befehl durch das Sprachrohr: »An die Geschütze!« Stahlhelme werden von den Plätzen an den Wänden gerissen. Im Laufschritt rennen die Bedienungsmannschaften an die Haubitzen. Die Richtkanoniere überprüfen noch einmal die Grundrichtung und erwarten das Feuerkommando. Die Tarnungen fliegen von den Munitionsstapeln. Ungeheure Spannung ist auf den Gesichtern der Männer zu lesen.

Vorn, auf die Infanteriestellungen, prasselt, das Vernichtungsfeuer der Sowjets. Schuß um Schuß schicken die russischen Batterien ihre großkalibrigen Granaten auf die Feldbefestigungen. Heulende Geschosse der »Stalinorgel«⁶ trommeln in das buschige und waldige Gelände. Und dazwischen platzen die berühmten »Ratschbum«⁷, entästen die Bäume und zerwühlen die Landschaft, pflügen sie tausendfach um.

Und das, was man als Hauptkampflinie bezeichnet, das ist zu einer brodelnden, dampfenden Masse geworden. Dort hocken die Infanteristen und lassen alles über sich ergehen. Bald sind die Deckungen wie weggefegt, die Fernsprechleitungen in Fetzen gerissen, die Verteidigungslinie in viele kleine Stützpunkte gespalten. Auf den Rändern der wassergefüllten, sumpfigen Trichter sind die Maschinengewehre neu aufgebaut.

Von allen Seiten strömen Verwundete herbei. Die Sanitäter verbinden die Blutüberströmten und schicken sie weiter zum Hauptverbandsplatz.

Pausenlos trommelt die russische Artillerie und zermalmt alles, was unter ihre Walze kommt.

Die jungen Soldaten des Jahrgangs 1924, eben eingetroffener

⁶ »Stalinorgel«: sowjetisches Raketenabschussystem, das schlagartig 24 bis 54 Geschosse verfeuerte und deshalb bei den deutschen Soldaten der Ostfront sehr gefürchtet war; von den Russen »Katjuscha« genannt

⁷ Landserausdruck für das sowjetische Feldgeschütz vom Kaliber 7,62 cm, da Abschuß und Einschlag fast zeitgleich zu hören waren

Ersatz, erhalten in diesem Wirbel von Explosionen, surrenden Granatsplittern und spritzendem Feuer eine Feuertaufe, die großen Blutzoll von ihnen verlangt. Die alten Jahrgänge, die Frontsoldaten von damals, die Offiziere, die den Ersten Weltkrieg miterlebt haben, stellen fest, daß dieses Trommelfeuer noch das der großen Materialschlachten von Verdun und Somme übertrifft.

Erstickt hier nicht jedes Leben?

So unwahrscheinlich es klingt: Zwischen den Trichtern und Einschlägen liegen die Infanteristen hinter ihren Waffen in Erwartung des russischen Angriffes. Aber diese Kompanien sind zusammengeschmolzen, ausgeblutet.

Noch schweigen die Rohre der deutschen Artillerie.

Volkmann hockt hinter seinem Gerät, den Hörer auf dem Kopf. Alle Fernsprechkabel nach vorne sind zerschossen. Oberleutnant Walter steht hinter ihm.

»Was meldet Steffen?« fragt er nervös.

»Immer noch schwerer Beschuß. Feindliche Infanterie greift in Bataillonsstärke an. Schwere Abwehrkämpfe.«

»Die Abteilung fordert Auslösung des Sperrfeuers«, damit tritt Walter ins Freie.

Die Nachbarbatterien feuern bereits und übertönen das Rattern der MGs und das Gewehrfeuer der HKL. Dann gibt auch Oberleutnant Walter das Kommando!

»Vierte Ladung – Aufschlagzünder – ganze Batterie!«

Durch die Kette der Munitionskanoniere wandern die Geschosse, werden in die Geschoßkammern geschoben. Die Kartuschen folgen. Das metallische Klicken der Verschlüsse geht im Stahlgitter der Front unter.

»Von Grundrichtung vierzehn weniger!«

Die Richtkanoniere heften ihre Augen an das Rundblickfernrohr und stellen die Richtsätze ein.

»Zwohundertvierundsechzig Strich – Libelle dreihundert-eins!«

Die Geschützrohre richten sich gen Himmel. Zu lebenden Werkzeugen sind die Mannschaften geworden.

»Dauerfeuer!«

Die Männer ziehen die Abzugsleinen.

In das Inferno des russischen Vernichtungsfeuer mischen sich die Einschläge der deutschen Artillerie; erhöhen das Dröhnen und Stampfen der Front.

»Fragen Sie bei Steffen an, wie unsere Einschläge liegen«, fordert der Oberleutnant den Funker auf. Nach wenigen Minuten gibt Volkmann den Antwortspruch an Walter: »Beobachtung wegen stärkstem Feindfeuer unmöglich.«

In den Abendstunden rollt die russische Feuerwalze auf das rückwärtige Gebiet und deckt die Geschützstellungen der Artillerie ein. Abschüsse mischen sich mit Einschlägen.

Bei einkehrender Dunkelheit übergibt Volkmann die schwerwiegende Meldung: »Feind in die HKL eingebrochen. Haben keine Verbindung mit den Infanteriekompanien mehr.«

Was hinter dieser knappen Meldung liegt, hat sich folgenderweise abgespielt: Beim Scheiden des Tages hört plötzlich, wie er eingesetzt hat, der feindliche Artilleriebeschuß auf. Was noch von den Kompanien am Leben und unverwundet ist, steht in Erwartung des russischen Infanterieangriffes. Er wird eingeleitet vom Rasseln der Panzer, die sich langsam durch das sumpfige Gelände vorschieben. Wenn der Gegner aber glaubt, der stundenlange Beschuß habe alles Leben, jeden Willen zum Widerstand erstickt, irrt er sich. Von der in kleinen Kampfgruppen aufgespalteten Infanterie schlägt den Angreifenden wütendes MG-Feuer, fliegt ihnen die altbewährte Stielhandgranate entgegen. Pakgeschütze bellen auf.

Aber die Panzerkolosse überrollen die deutschen Infanteristen, und im Schutz der Dunkelheit sickern die Angreifer durch. Wohl verteidigen sich heldhaft überall vereinzelte Widerstandsnester, solange der Munitionsvorrat

reicht. Wird Entsatz eintreffen, Hilfe?

Eines dieser Widerstandsnester bildet der Wachtmeister Steffen mit den B-Stellen-Leuten der neunten Batterie und ein paar Männern der Meldestaffel mit dem Oberfeldwebel Schratt. Sie hocken in lehmigen Granattrichtern und umgestürzten Bäumen. Um Mitternacht sehen sie die Schatten von mehreren Panzern an sich vorbeirollen. Sie hören die russischen Worte der aufgesessenen Infanterie. Jeden Moment werden die Russen die Kampfgruppe erkannt haben, die Raupen der T 34 über sie hinwegfahren und die Panzergranaten sie erbarmungslos zusammenschießen. Hier gibt es kein Entrinnen mehr!

Da faßt Steffen einen an Wahnsinn grenzenden Entschluß. Ihm ist es klar, daß sie dem Tode geweiht sind. Er befiehlt im Flüsterton dem Funker eines der seltensten Feuerkommandos. In Tarngruppen geht der Spruch durch den Äther, und in der Feuerstellung nimmt ihn Volkmann auf.

»Konrad, Friedrich, Anton ...«, hört Volkmann. Pohnke entschlüsselt: »Artilleriefeuer«

»Siegfried, Dora, Cäsar. Ende.« Volkmann meint in der Stimme des Funkers von der B-Stelle ein Zittern zu vernehmen. Er hört Pohnkes Worte:

»...auf eigenen Standpunkt. Sofort auslösen.«

Volkmann hält den Klartext des Funkspruches in der Hand. Die Buchstaben tanzen vor seinen Augen:

»Artilleriefeuer auf eigenen Standpunkt sofort auslösen«, steht da. Was soll das heißen? Er rennt zum Batteriechef.

»Das kann nicht stimmen«, sagt der Oberleutnant. »Lassen Sie den Spruch wiederholen. Vielleicht ein Verschlüsselungsfehler.« Vorsichtshalber geht er selbst mit an das Funkgerät, um mitzuhören.

Ruhig spricht Volkmann in das Mikrofon: »Wiederholen Sie Ihren Spruch.«

Und da erklingt die Stimme des Wachtmeisters persönlich.

Sie klingt hart und entschlossen. Er sagt den Spruch im Klartext:

»Feuer auf eigenen Standort. Sofort auslösen. Sofort auslösen. Ich wiederhole: Feuer auf ...« Die Stimme aus dem Äther setzt aus.

Oberleutnant Walter reißt sich den Kopfhörer von den Ohren. Soll er dieses Kommando ausführen lassen? Auf der B-Stelle muß etwas Außergewöhnliches vorgehen. Einen Augenblick nur schwankt er in seinem Entschluß, dann errechnet er die Werte und erteilt den Befehl zum Schießen.

»Zweihundert abbrechen – zweite Ladung ...« Das läßt auch bei den Kanonieren erkennen, daß man dahin schießt, wo vor einigen Stunden noch die eigene Linie war.

Drei Gruppen verlassen die Rohre. Der Oberleutnant hat ein Würgen im Halse. Er läßt auf seine B-Stelle schießen. Ist das nicht Mord an seinen eigenen Leuten?

»Fragen Sie an, Volkmann, ob wir weiter schießen sollen.«

Volkmann hat keine Verbindung mehr. Die Gegenstelle schweigt. Er erhält auf seine Anfrage keine Antwort.

»Rohre frei – Feuerpause!«

Die letzten Worte hatte Steffen geschrrien. Jetzt werden es die in der Feuerstellung verstanden haben. »Feuer auf eigenen Standpunkt sofort auslösen«, hatte er in das Mikrofon geschrrien, dann legte sich eine Hand auf seinen Mund und erstickte die weiteren Worte.

»Schnauze!« zischt Oberfeldwebel Schratt neben dem Wachtmeister. Eine Erklärung braucht das Verhalten von Schratt nicht, denn was Steffen sieht, erklärt ihm alles, läßt aber auch das Blut in seinen Adern fast zum Stillstand kommen. Da rollt, ein oder zwei Meter entfernt von der Balkenlage hinter dem Funkgerät, ein großer Schatten vorbei. Steffen hält den Atem an und läßt das Handmikrofon auf die Erde gleiten. In jedem Moment kann der große dunkle Schatten die Balken streifen und die Landser unter dem wuchtigen

Panzerleib begraben.

»Handgranaten – geballte Ladung!« flüstert Schratt einem seiner Leute zu.

»Nein!« zischt Steffen, »in Deckung bleiben! Gleich kommt das Feuer meiner Batterie. Dann versuchen wir nach hinten durchzukommen.« Steffens Worte sind so leise, daß sie der Oberfeldwebel kaum versteht.

»Wenn wir dein Schießen überleben«, flüstert Schratt mit vorwurfsvollem Blick zurück. Er schaut sich um. Da liegt einer seiner Männer – es ist der kleine Meier, »der hoffnungslose Fall« aus der Meldestaffel. Er hat sein Gesicht gegen die Balken gepreßt und murmelt unverständliche Worte vor sich hin. Seine Zähne klappern aufeinander.

Memme, will Schratt ihn anschreien, feige Memme! Aber dazu kommt er nicht. Heranheulende Granaten und viermaliges Krachen und Bersten erfüllt die Luft. Es sind die Einschläge der Geschosse der neunten Batterie. Direkt vor dem dunklen Schatten spritzt Feuer auf.

Zwischen den Einschlägen schreit der Oberfeldwebel:

»Los – folgen!« und springt auf. Die Männer der B-Stelle und der Meldestaffel hetzen hinter ihm her. Steffen und der Funker bleiben liegen.

Der Wachtmeister hat noch eine Aufgabe. Das Funkgerät muß zerstört werden. Unter Sende- und Empfangsgerät legt er eine Handgranate. Beim Einschlagen der nächsten Gruppe wird er sie abziehen, um den Apparat in die Luft zu jagen. Steffens Herz schlägt wie rasend. Die nächsten Minuten werden über sein Leben entscheiden. Die Zeit bis zu den zweiten Einschlägen dauert wie eine Ewigkeit. Wenn die in der Feuerstellung wüßten... Steffen kann den Gedanken nicht mehr zu Ende führen. Wieder Heranzischen und Krachen. Steffen zieht die Handgranate ab und springt auf. Der Funker folgt ihm. Laufen, nur laufen, vielleicht wird es doch noch gut! Er stolpert über einen querliegenden Baumstamm. Auf, rennen,

was die Beine hergeben! Von irgendwo fallen Gewehrschüsse. Steffen tritt in ein morastiges Loch. Als er sich aufrichten will, trifft ihn ein dumpfer Schlag auf den Stahlhelm. Aus – vorbei! Ich bin getroffen, durchfährt es Steffen noch, dann legt sich ein sanfter Nebelschleier vor seine Augen, und es verlassen ihn die Sinne.

»Sjuda!«⁸

Steffen faßt sich an den Kopf. Wo bin ich? Was ist das für ein grelles Licht? Bin ich tot? Steffen reißt die Augen auf. Neben ihm sitzt der kleine Meier von der Meldestaffel. Die breitschultrige Gestalt, die da auf und ab geht, die kennt er nicht. Das Sonnenlicht, das direkt in Steffens Augen fällt, schmerzt. Er wendet den Kopf ab. Wo ist der Helm? Eine Feldmütze habe ich auch nicht? Und der furchtbare, stechende Schmerz im Hinterkopf. Steffen faßt nach der brennenden Stelle. Wie er sich seine Hand betrachtet, ist sie mit geronnenem Blut verschmiert. Ich bin verwundet. Wo ist denn ein Sanitäter?

»Wachtmeister?«

»Hm?«

»Wachtmeister?«

Das Gesicht Meiers beugt sich über Steffen. Es hat einen unaussprechlich trostlosen Ausdruck. Es muß etwas Schreckliches geschehen sein. Warum spricht Meier nur nicht? Was hat das alles zu bedeuten?

Da kommt die große, breitschultrige Gestalt auf ihn zu und tritt ihn mit dem Stiefel in die Seite. Die Gestalt fordert Steffen mit einer befehlenden Kopfbewegung zum Aufstehen auf:

»Dawai, blatski Faschist! Wsta wajtje! Dawai!«⁹

Steffen richtet sich mühsam auf. Er hat einen bitteren Geschmack auf der Zunge; die Kehle ist ihm wie zugeschnürt.

⁸ russisch: »hierher«

⁹ »Stehen Sie auf, los!«

Ihm ist es schwindelig. Da zeigt eine Gewehrmündung mit einem langen Bajonett auf seine Brust. So also ist das, durchfährt es Steffen, ich bin in russischer Gefangenschaft.

»Idi!«¹⁰ sagt der breitschultrige russische Soldat und stößt Steffen unsanft mit dem Gewehrkolben in den Rücken. Er geht voran und taumelt, da faßt ihn der kleine Meier unter den Arm, um ihn zu stützen. Erst jetzt gewahrt Steffen noch zwei weitere Landser, die er aber nicht kennt. Langsam trotten die vier deutschen Soldaten, von zwei Russen bewacht, voran.

»Bistree, bistree«¹¹, schimpft einer der Russen. Steffen denkt, verstehen kann ich ihn ja doch nicht, soll er also die Schnauze halten. Mit dem Gehen scheint es sich zu bessern, das Schwindelgefühl hat nachgelassen. So macht er sich von Meier frei.

»Bistree, dawai, bistree!« Was Steffen die Worte des Russen nicht verstehen läßt, zeigt ihm jetzt des anderen Verhalten. Der stößt ihn rücklings vor die Schulter, daß Steffen fast vorangestolpert wäre. Aha, jetzt begreift er, zum Schnellergehen wird er aufgefordert. Es ist gescheiter, dieser Aufforderung nachzukommen. So schlagen die Vier eine schnellere Gangart an.

Gar nicht weit spritzen Erdfontänen hoch. Einschläge deutscher Geschütze. Gestern noch lenkte der Wachtmeister die Haubitzen einer Batterie auf seinen eigenen Standpunkt.

Wie schnell sich die Situation gewandelt hat. Steffen wendet sich an den kleinen Meier: »Wo ist euer Oberfeldwebel?«

»Nje gawaritje!¹² Fritz!«¹³ sagt einer der Russen.

Schweigend gehen sie weiter.

Nach einem Marsch von etwa einer Stunde gelangen sie in ein Dorf. Steffen, der einmal mechanisch auf seine

¹⁰ »geh«

¹¹ »Schneller, schneller!«

¹² »Reden Sie nicht!«

¹³ »Fritz« war ein gewöhnlicher russischer Ausdruck für einen Deutschen

Armbanduhr schauen will, muß feststellen, daß sie weg ist. Vor einem Haus mit einem großen Schild bleiben sie stehen. Einer der russischen Soldaten geht in das Gebäude. Nach wenigen Minuten steht er wieder im Türrahmen und winkt. Wieder dieser gemeine, nicht mißzuverstehende Stoß in den Rücken.

Steffen wird allein in einen Raum gestoßen. Da sitzt ein russischer Offizier mit einem kahlgeschorenenem Schädel hinter einem breiten Tisch. Vor ihm liegen Papiere und eine Karte. Steffen bleibt mit auf dem Rücken verschränkten Armen vor dem Tisch stehen. Der Offizier blickt nicht auf. In klarem Deutsch sagt er dann, als spräche er für sich selbst.

»Setzt euch! Dort ist der Schemel.«

Steffen nimmt dem Offizier gegenüber Platz.

»Name?« Immer noch schaut der Russe vor sich hin und beginnt, mit einem Federhalter zu schreiben.

»Steffen«, sagt der Wachtmeister.

»Vorname?«

»Heinz.«

»Vaters Vorname?«

»Karl.«

»Dienstgrad?«

»Wachtmeister.«

»Welche Truppe?«

Ganz klar fallen die Fragen. Es gibt kein Ausweichen. Nun zeigen Sie, Wachtmeister Heinz Steffen, daß Sie Mut besitzen. Es ist Ihnen doch eingetrichtert worden, bei einer Gefangennahme ihren Truppenteil nicht zu nennen. Sie haben sonst doch Mut gehabt, zeigen Sie doch jetzt auch Ihren Mut! Kennen Sie noch etwas aus der deutschen Geschichte? Antwortete da nicht einmal ein Soldat des Alten Fritz, als er gefangen genommen wurde, auf eine ähnliche Frage, man solle hingehen und selbst nachsehen. Herr Wachtmeister, antworten Sie!

»Welche Truppe?« wiederholt der russische Offizier und

sieht Steffen fragend an.

»Artillerie.«

»Welches Regiment.«

»Sechzehn.«

»Sie lügen. Das deutsche Artillerieregiment Nummer sechzehn greift zur Zeit im Verband der deutschen sechsten Armee in der Ukraine, genauer gesagt, im Donbogen, an.«

Steffen spürt, wie sich sein Gesicht rot verfärbt. Er kommt sich wie ein Schulbube vor, der beim Stehlen von Obst erwischt worden ist. Der Russe legt den Federhalter vor sich hin. Gemächlich lehnt er sich an seine Stuhllehne und faltet die Hände über seine Brust zusammen. Alles scheint Ruhe an dem Offizier zu sein, nur die Augen blitzen aus dem kantigen Kopf.

»Ich will Ihr Freund sein«, sagt er zu Steffen mit ruhiger Stimme. »Ich kann es verstehen, daß Sie vorhin gelogen haben. Ich bin auch Soldat – russischer Offizier. Ich verstehe es, daß man dem Feind keine Angaben machen will. Aber, wie schon gesagt, ich will Ihr Freund sein. Sie werden wenig Freunde zukünftig finden. Und hier sitzt einer vor Ihnen.«

Mein Gott, denkt Steffen, was will der Mensch von mir. Nach einer kurzen Pause fährt der Russe fort.

»Warum seid Ihr Deutschen in die Sowjetunion eingedrungen? Sehen Sie, diese Frage stelle ich so oft, und niemand kann mir eine Antwort darauf geben. Sie wissen nicht, warum die deutschen Soldaten in Rußland einmarschiert sind? Dann will ich es Ihnen sagen: Weil Sie das Handwerkszeug eines Wahnsinnigen geworden sind! Ihr Deutschen kämpft einen aussichtslosen Kampf. Die deutschen Armeen sind alle dem Untergang geweiht. Wollen Sie rauchen?«

Er hält Steffen eine Schachtel Zigaretten mit langen Pappmundstücken hin. Mechanisch greift Steffen danach und zündet sich eine der Zigaretten an dem dargereichten Streichholz an.

»Danke.« Steffen zieht den Rauch ein.

»Es gibt für die deutschen Soldaten nur eine Rettung«, fährt der russische Offizier fort, »wenn ihre Kameraden das Gleiche tun, was Sie getan haben. Wenn sie zu den russischen Linien herüberkommen.«

Eigentlich will Steffen auffahren und dem Russen sagen, daß er nicht »herübergekommen« ist, daß er nie überlaufen würde, aber der Offizier fährt in seinem gleichmäßigen Tonfall fort:

»Wir freuen uns, daß es auf der deutschen Seite auch einsichtige Unteroffiziere wie Sie gibt. Ich kann Ihnen nur sagen: Sie haben richtig gehandelt. Wollen Sie Essen haben? Sie werden gewiß hungrig sein, nicht wahr?«

Steffen ist hungrig. Es ist schon lange her, daß sein Magen etwas Festes bekommen hat. Steffen nickt mit dem Kopf. Der Offizier steht auf und ruft einige russische Worte in das angrenzende Zimmer. Dann setzt er sich Steffen wieder gemütlich gegenüber.

»So, Sie werden in wenigen Minuten Ihren Hunger stillen können.« Eine kurze Zeit herrscht Schweigen, während der Russe wie überlegend an seiner Papirossi¹⁴ zieht. Durchdringend sieht er Steffen an.

»Jeder deutsche Gefangene der Roten Armee kann sich sein Los erleichtern. Auch Sie. Wir Sowjetbürger haben keinen Haß gegen Deutschland, obwohl die Faschisten unser Land überfallen haben. Aber wir wissen auch, daß die deutsche Propaganda die Soldaten gegen die Union der Sozialistischen Sowjet-Republiken aufhetzt. Und dieser Propaganda wollen und müssen wir mit allen Mitteln entgegenwirken. Wir wollen dem deutschen Soldaten beweisen, daß wir es gut mit ihm meinen. Wir wollen Ihre Kameraden auffordern, die Waffen, die sie gegen uns erhoben haben, wieder zu strecken, und für diese Aufklärung brauchen wir Männer wie Sie. Auf Flugblättern, die wir hinter der deutschen Front abwerfen werden, sollen Sie Ihre Kameraden auffordern, zu uns

¹⁴ typische russische Zigarette mit Pappmundstück

herüberzukommen.«

Steffen ist blaß geworden. Das also soll er machen. Sein Name soll auf Flugblättern erscheinen, die jeder lesen wird. Die Oberleutnant Walter, Volkmann, der Regimentskommandeur – und wer es noch sein mag – lesen werden. Das soll er, der Wachtmeister Heinz Steffen?

Wie aus weiter Ferne hört er die Stimme des russischen Offiziers:

»Wir haben den Text schon vorgeschrrieben. Sie erweisen der Sache des Friedens einen guten Dienst. Je mehr deutsche Soldaten, je mehr von ihren Kameraden zu uns kommen, um so eher wird dieser fürchterliche Krieg beendet sein. Alle, die kommen, werden dem sicheren Tod unserer Waffen, die täglich an Masse und Qualität zunehmen, entronnen sein. Also, bitte, unterschreiben Sie.«

»Das können Sie nicht von mir verlangen!«

Das bis jetzt freundliche Gesicht des Russen ändert sich schlagartig.

»Wenn Sie nicht unterschreiben, werden Sie es nachher bereuen; also überlegen Sie es sich.«

»Das kann ich nicht. Nein!«

»Nu, ladno.¹⁵ Der Russe springt auf und ist mit schnellen Schritten an der Tür.

»Konvoi!« ruft er. Zwei Soldaten treten in das Zimmer. »On nje chotschit. Dawai.¹⁶

Wieder erhält Steffen diesen gemeinen Schlag in den Rücken, der ihn den Kopf nach hinten schnellen lässt. Unmißverständlich ist diese Aufforderung zum Gehen.

In einer großen Scheune, deren Fenster mit Stacheldraht verrammelt sind, findet sich Steffen wieder. Im Halbdunkel des großen Raumes sieht er viele Landser, die auf dem blanken Erdboden hocken, liegen oder stehen. Einer tritt auf ihn zu. Es

¹⁵ »nun gut«

¹⁶ »Er will nicht. Los«

ist der kleine Meier. Sein rechtes Auge ist blutunterlaufen.

»Wachtmeister«, sagt Meier und sieht Steffen mit einem trostlosen Blick an, in dem die ganze Aussichtslosigkeit der Situation zum Ausdruck kommt. Steffen läßt sich in einer Ecke der Scheune nieder. Er stützt den Kopf in die Hände. Steffen ist hungrig und durstig, die Wunde am Hinterkopf schmerzt.

Verdammtd, nun bin ich in russischer Gefangenschaft, grübelt Steffen.

»He!« Steffen wird von einem Landser unsanft angestoßen und aus seinen Grübeleien geschreckt. »He! Herr Wachtmeister, und jetzt?«

»Was und jetzt?«

»Der Russe hat sagen lassen: Wenn wir das Flugblatt nicht unterschreiben, kriegen wir nichts zu fressen.«

»Na und? Unterschreibt es doch meinewegen.«

»Haben wir schon. Der russische Offizier will, daß wir alle es unterschreiben.«

»So unterschreibt doch.«

»Mensch, begreifen Sie denn nicht?« Der Landser steht mit den Händen in den Hosentaschen vor Steffen. »Der Russe will, daß ein Wachtmeister das Flugblatt mitunterschreibt. Wir haben Kohldampf; los, gehen Sie hin! Unterschreiben Sie. Es ist ja doch alles scheißegal, was drauf steht. Die Hauptsache ist, wir kriegen was zu fressen.«

»Ich denke nicht daran. Der Russe muß uns auch ohnedem Verpflegung geben.«

»Der hustet uns was. Wir warten jetzt schon seit gestern auf einen Kanten Brot. Los, gehen Sie hin und unterschreiben Sie den Wisch!«

Es hat sich eine Gruppe um den sitzenden Steffen gebildet.

»Nein!« sagt er trotzig.

»Dann polieren wir dir deine Fresse, du Idiot!« sagt der Landser. »Wir wollen deinetwegen nicht hier verrecken, merk dir das!«

»Scheißkerle seid ihr!« schreit Steffen.

Da schlägt ihn eine Faust ins Gesicht. Steffen hält sich die Arme schützend über den Kopf. Mein Gott, ist das möglich? Hat der Hunger so den Menschen, der gestern noch mit dir durch alle Gefahren ging, entstellt?

Aus Steffens Nase rinnt Blut.

Eine Stunde später verteilen russische Soldaten Brot und warme Suppe unter den Gefangenen. Gierig, wie Halbverhungerte, schlucken sie das Essen. Nur einer röhrt nichts an. Es ist der Wachtmeister Steffen, der bei seinen Kameraden der neunten Batterie den Beinamen »Pütschepü«, hatte. Er hatte sich zu dem russischen Offizier führen lassen und den Text des Flugblattes unterschrieben. Und wirklich, gleich darauf ordnete der Russe die Verteilung von Verpflegung an.

Steffen hat den Glauben an Kameradschaft, Treue und Pflichtbewußtsein verloren. Das erste Erlebnis in der Gefangenschaft hat diese Ideale zerstört.

Aber er hat nicht aus Überzeugung unterschrieben, sondern unter fremden Zwang gehandelt.

Während Steffen das bittere Los der Gefangenschaft zu spüren bekommt, haben die Sowjets an mehreren Stellen des Frontabschnittes der Division Einbrüche erzielen können.

Überall ging ein äußerst heftiger Artilleriebeschuß den Angriffen voraus. Bei Wyderka wird schwer um die Bahndammstellung gerungen. Bei Dedno konnten bisher alle Angriffsversuche abgewiesen werden. Beim rechten Nachbarn, der 30. ID, droht eine Kräftegruppe bei Lytschkowo eingeschlossen zu werden. In der Nacht werden sämtliche verfügbaren Reserven an die bedrohten Gefechtsabschnitte herangeführt. Die Nachschubkompanien, Bäckerei-, Veterinärkompanie und die Trosse haben Männer zu schnell zusammengestellten Alarmeinheiten abstellen müssen, die auf

Lastwagen an die Brennpunkte der Kämpfe gebracht werden. Gleichzeitig versucht der Russe mit äußerster Hartnäckigkeit die schmale Verbindungsstelle zum Brückenkopf mit dem Ziel Demjansk erneut abzuschneiden. Der weite Frontvorsprung ist der sowjetischen Führung ein Dorn im Auge. Konzentrisch sind die Angriffe auf den Kessel angesetzt, um ihn zu spalten.

Die Feldföhnsprecher im Abschnitt der Division kommen in dieser Nacht nicht zur Ruhe. In den Morgenstunden kommt bei den Stäben allmählich Klarheit über die Lage an den Fronten. Gegenmaßnahmen werden eingeleitet.

In Kality, auf dem Artillerie-Regimentsgefechtsstand, steht der Kommandeur vor dem Kartentisch. Der Ia¹⁷ der Division hat nach den eingegangenen Meldungen telefonisch den neuen Frontverlauf durchgegeben. Oberst von Bredow lässt das Feuer des Regiments auf die Einbruchstelle bei Knewitz zusammenfassen.

Wieder wird die Landschaft umgepflügt, jetzt von der deutschen Artillerie.

Die Menschenmühle mahlt. Das ist kein Stellungskrieg mehr, erst recht kein Vormarsch. Hier brüllt die Zermürbungsschlacht in ihrer ganzen Grausamkeit. Für die Landser, Unteroffiziere und Offiziere, die zwischen den berstenden Einschlägen ausharren, wird dieses Inferno ein unauslöschbares Grauen bleiben, das bis ans Ende durch ihre Seelen geistern wird.

Da bringt eine Hiobsnachricht neuen Alarm auf dem Gefechtsstand: Vor der Feuerstellung der neunten Batterie stehen russische Panzer.

Sofort wird Befehl gegeben, die Geschütze zurückzunehmen. Die Sturmgeschütze werden zur Abwehr der neuen Gefahr in Marsch gesetzt.

Als Oberleutnant Walter den Befehl zum Absetzen erhält, lässt er die vier Gespanne aus der Nahprotze heranholen.

¹⁷ 1. Generalstabsoffizier

Über der rechten, der vierten Haubitze, peitschen Panzergranaten. Ein Einschlag sitzt hart vor dem Geschützschild. Die Mannschaft nimmt noch früh genug Deckung. Splitter surren um ihre Köpfe.

Der Führer des ersten Geschützes bekommt einen T 34 ins Visier. Das Laden geschieht in Sekundenschnelle; Abschuß und Einschlag fast zur gleichen Zeit. Die Lafette springt hoch von dem harten Rückschlag. Der T 34, der eben noch auf das rechte Geschütz gefeuert hat, steht in hellen Flammen und verbreitet dunklen Ölqualm. Eine Explosion in der Munitionskammer reißt ihn auseinander. Das gibt für einen Augenblick Luft und verschafft Respekt.

Da preschen im Galopp die Sechsergespanne mit den Protzen heran. Fast exerziermäßig wird aufgeprotzt. Wie auf dem Kasernenhof. Jeder Handschlag sitzt. So schnell ist das Manöver noch nie ausgeführt worden. Sekunden können über Tod oder Leben entscheiden. Die Fahrer schwingen sich in die Sättel. Peitschen klatschen auf die Gäule. Schnell, schnell, ehe die Panzer sich gesammelt haben und zum neuen Angriff ansetzen.

Die drohende Gefahr verlangt die letzte Kraftanstrengung von Roß und Mann.

Im Galopp rasen drei Haubitzen die fünfzig Meter lange Strecke zum schützenden Waldrand. Das linke Geschütz, das in einer kleinen Bodensenke gestanden hat, kommt nicht frei. Die Pferdehufe sacken im nassen Boden ein. Die Kanoniere stemmen sich in die Räder. Schrittweise bewegt sich die schwere Last voran. Spatenstiele schlagen auf die Pferdeleiber. Noch zwanzig Meter bis zum Wald. Wie auf dem Präsentierteller rückt langsam das Geschütz voran. Endlich haben die Gäule festen Boden unter den Hufen!

Dann naht das Verhängnis.

Die T 34 haben die flüchtende Haubitze erkannt und eröffnen das Feuer. Eine Granate trifft das Stangengespann.

Blutüberströmt brechen die Pferde zusammen. Der nächste Schuß trifft die Protze. Bewegungsunfähig liegt das Gespann mit dem schweren Fahrzeug. Aufgeregt stampfen die Vorderhufe die Erde. Die Fahrer sind abgesprungen, reißen die Taue von den Bracken. Wild stieben die frei gemachten Tiere davon.

Erneute Schüsse peitschen über das ungedeckt liegende Ziel. Für einen Moment ducken sich die Mannschaften hinter das Geschütz, dann rennen sie zum schutzbietenden nahen Waldrand. Ein Schwerverwundeter bleibt über den Lafettenholmen liegen. Der Stangenreiter ist gefallen.

Sofort hat der Batteriechef die drei geretteten Haubitzen in Deckung in neue Stellung bringen lassen, um weitere Angriffe der Panzer abzuweisen. Zwischen den Bäumen ist es nur im Mannschaftszug möglich. Aber nach äußersten Anstrengungen gelingt es.

Was soll mit dem noch unbeschädigten Geschütz auf dem freien Gelände geschehen?

Der Batterieführer darf es nicht in die Hände der Russen fallen lassen! Den Schwerverwundeten muß man auch holen. Sein Geschrei ist nicht mehr mit anzuhören.

Es muß was geschehen!

Oberleutnant Walter sieht seine bei ihm liegenden Männer fragend an. Jeder weiß, um was es geht: Der Verschluß und der Verwundete müssen geholt werden!

»Gefreiter Volkmann, kommen Sie mit.«

Volkmann kommt stumm der Aufforderung nach und springt hinter dem Offizier über das freie Feld. In schnellen Sätzen sind sie bei der Haubitze. Während der Oberleutnant den Verschluß entfernt, versucht Volkmann den Schwerverwundeten von der Lafette auf seine Schultern zu heben. Nach einigen Anstrengungen schafft er es. Jetzt noch die zwanzig Meter bis zum Waldrand. Volkmann wirft rasch einen Blick zurück. Da läßt ihn eine neue Gefahr erschrecken. Von

dort, wo eben noch die russischen Panzer standen, sieht er Soldaten über das freie Feld laufen...

Russen!

Sie streben direkt dem Geschütz zu. In wenigen Sekunden müssen sie bei ihm und dem Oberleutnant sein. Der Offizier schießt mit seiner Pistole. Volkmann lässt den verwundeten Kameraden wieder auf den Boden gleiten. Vom Waldrand feuern die Kanoniere mit den Karabinern.

Da winkt einer der Heranlaufenden mit den Armen und schreit:

»Nicht schießen, nicht schießen!«

Und dann sind sie bei dem Geschütz. Es sind der Oberfeldwebel Schratt mit einigen Infanteristen und die Überlebenden der B-Stelle. Keuchend legen sie die zwanzig Meter lange Strecke bis zum Waldrand zurück. Oberleutnant Walter hat den Verschluß mitgenommen. Der Verwundete, den Volkmann und ein Infanterist gemeinsam geschleppt haben, wird von Sanitätern verbunden.

Dann erzählt Schratt stockend. Das bärtige, übernächtigte Gesicht des Oberfeldwebels zeigt die Spuren der überstandenen, gefahrvollen Stunden.

Schneider, der mit unter den Zurückgekommenen ist, hängt der linke Arm schlaff herunter. Ein Granatsplitter hat ihm den Oberarm zerschlagen. Der Uniformrock ist durchblutet.

Die erste Frage des Batteriechefs an den Oberfeldwebel ist:

»Wo ist Steffen? Waren Sie mit dem Wachtmeister Steffen zusammen?«

»Jawohl, Herr Oberleutnant.«

»Und? Erzählen Sie, Schratt.«

»Tot. Steffen ist gefallen.«

Oberleutnant Walter blickt zu Boden. Also doch gefallen! Steffen, der treue Steffen, nun auch gefallen.

»Haben Sie ihn gesehen, wie er ...«

»Jawohl, Herr Oberleutnant. Wir haben gemeinsam die Stelle,

wo er den Beobachtungsstand hatte, nach dem Feuerüberfall verlassen. Es schien alles planmäßig zu klappen. Steffen wollte das Funkgerät noch sprengen. Ich sprang voraus. Gleich nachher sah ich ihn folgen. Es knallte von allen Seiten. Da muß es ihn erwischt haben. Es ist auch möglich, daß Steffen von einem stürzenden Baum getroffen wurde.«

»Vielleicht ist er nur verwundet worden und so in Gefangenschaft geraten.«

»Möglich, Herr Oberleutnant, aber ich glaube es nicht.«

»Was ist mit den anderen? Wo ist Ihr Bataillonskommandeur?«

»Weiß ich nicht. Da vorne herrscht ein heilloses Durcheinander. Der Russe ist an allen Stellen des Abschnitts durchgebrochen.«

»Ich danke Ihnen, Schratt, für die leider traurige Nachricht. Bleiben Sie vorläufig in meiner Geschützstellung, bis Ihnen von Ihrem Regiment neue Befehle gegeben werden. Versuchen Sie zu schlafen. Ihre Leute auch. Ruht euch aus.«

Das Schicksal des Wachtmeisters Steffen wird bei den Männern der Neunten mit tiefstem Bedauern aufgenommen; denn »Pütschepü« war bei allen sehr geschätzt. Nun hat er, wie man annimmt, den Soldatentod gefunden.

Daß ihn ein noch schlimmeres Geschick erwartet, ahnte keiner.

Oberleutnant Walter läßt die Sorge um das festliegende Geschütz keine Ruhe. Zwar hat der entfernte Verschluß die Haubitze unbrauchbar gemacht, aber die jetzt nur noch aus drei Geschützen bestehende Batterie ist in ihrer Feuerkraft erheblich geschwächt.

Bald entheben die eingeleiteten Gegenmaßnahmen den Batteriechef der Sorge. Sturmgeschütze mit nachfolgender Infanterie fahren vor und riegeln die Einbruchstelle ab.

So bleibt der unter hohem Einsatz von Menschen und

Material erzielte Anfangserfolg der Russen mit dem gesteckten Ziel der Aufspaltung des Brückenkopfes ohne eine durchschlagende Wirkung.

Und diese Tage der massierten sowjetischen Angriffe werden von den großen Ereignissen im Südabschnitt überschattet. Was bedeuten diese Abwehrkämpfe, die »nur« kleine Geländeeverluste und »geringe« Ausfälle verursachen, gegen das, was sich in der Ukraine abspielt! Schmetternde Siegesfanfaren gehen den Sondermeldungen, die der Rundfunk verbreitet, voraus: Bei Woronesch erreichen die vormarschierenden deutschen Truppen den Don. Mitte Juli meldet der Wehrmachtsbericht: 88.689 Gefangene, 1.007 Panzer und 1.007 Geschütze zerstört.

Dann erreicht die 6. Armee in flüssiger Verfolgung des Feindes Kalatsch und steht etwa 80 Kilometer vor Stalingrad im vorspringenden Wolgabogen. Hier fällt die von Hitler angekündigte Entscheidung des Jahres. Ist es nicht gar die Entscheidung des Krieges im Osten?

Ruhe herrscht wieder in der HKL vor der Feuerstellung der neunten Batterie. Vereinzelte Stoßtruppundernehmen dienen der Aufklärung. Sonst herrscht Ruhe.

Der Gefreite Volkmann ist nicht der Mann, der sich mit hochtrabenden politischen oder militärischen Dingen befaßt. Und doch wird er beim Studium der Frontzeitung, die die Armee täglich herausgibt, nachdenklich. Da stolpert er beim Lesen eines Leitartikels des Reichspropagandaministers aus der Wochenzeitschrift »Das Reich« über einen Satz:

»Wir Deutschen müssen den Krieg gewinnen, weil wir den Krieg gewinnen müssen«, heißt es da.

»Du«, sagt Volkmann zu dem neben ihm sitzenden Gebhard, »wie soll ich das begreifen?« Er hält dem Kameraden das Zeitungsblatt hin. Gebhard zieht sich den Mückenschleier vom Gesicht, um besser lesen zu können.

»Das ist doch ganz klar«, sagt er zu Volkmann, »da hat

Goebbels recht. Wenn wir den Krieg verlieren, dann haben wir ihn verloren.«

»So, meinst du?«

»Sicher, und weil wir ihn nicht verlieren dürfen, müssen wir ihn gewinnen.«

»Das ist klar, das ist eine Binsenweisheit.«

»Stell dir vor, Schorsch: Deutschland würde den Krieg verlieren.«

»Das wäre furchtbar.«

»Wenn der Russe nach Deutschland kommen würde!«

»Das ist nicht auszudenken. Die vielen Menschen, die vielen Toten sinnlos geopfert!«

»Ja, darum müssen wir ja den Krieg gewinnen.«

»Weißt du, Gebhard«, sagt Volkmann und wischt sich gedankenverloren über die Stirn. »Weißt du, manchmal überfällt mich der Gedanke, es könnte doch einmal schief gehen.«

»Ausgeschlossen! Was redest du da?«

»Wir haben wieder, wie vor dreißig Jahren, eine Welt von Feinden um uns. Wird es möglich sein, die eroberten Gebiete auf die Dauer vor feindlichen Angriffen zu schützen?«

»Ich meine, Schorsch, das soll unsere Sorge nicht sein.«

Der kleine Pohnke, der bisher dem Gespräch der beiden wortlos, seine Tabakspfeife rauchend, zugehört hat, meint:

»Ihr redet so geschwollen, von Krieg verlieren und so, da kann es einem direkt Angst werden. Ich bin ja nicht so intelligiert wie ihr ...«

»Intelligent, meinst du«, fährt ihm der lange Gebhard über den Mund.

»Oder so – das bleibt sich egal. Aber das eine weiß ich: Der Russe ist noch nicht kaputt.«

Dabei bleibt es.

Das eintreffende Mittagsfahrzeug lässt ein anderes Gesprächsthema aufkommen. Es wird jetzt ausgiebig über das

schlechte Essen geschimpft. Und dazu ist genügend Grund vorhanden.

Gebhard schlürft die dünne Suppe, ohne den Löffel zu gebrauchen, aus dem Kochgeschirr. Gleich stellt er sich bei den Nachschlagempfängern an. Der ausgebende Unteroffizier hat Einsehen mit dem langen Gebhard und kratzt ihm den Suppenrest aus dem Essenkanister. Gemütlich verleibt er sich den zweiten Schlag ein. Da er den Standpunkt vertritt, besser einmal gut gelebt, macht er sich anschließend über die für drei Tage empfangene Verpflegung her. Da verfährt er so: Sorgfältig, als sei es eine feierliche Handlung, zerschneidet er den Leib Kommißbrot längs in drei große Teile. Diese drei langen Scheiben belegt Gebhard mit Zutaten, die an sich für drei Tage ausreichen sollten, und schiebt sich das Ganze nach und nach gemächlich in den Mund. Bei jedem Verpflegungsempfang wiederholt sich dieses Bild. Der kleine Pohnke schaut Gebhard bei diesen Mahlzeiten mit geöffnetem Mund zu, als betrachte er auf einer Kirmes einen Artisten, der seine Gefräßigkeit zur Schau trägt.

»Mensch, wie kann man nur soviel auf einmal fressen«, sagt Pohnke, als Gebhard seine Portion restlos verdrückt hat.

»Wie kann man nur soviel auf einmal fressen«, äfft Gebhard nach, »du halbe Portion, der du aussiehst wie ein abgebrochener Riese, du kannst mit einer Mückenmahlzeit auskommen – aber ich... Jeder Mensch hat eben seine Nachteile.« Gebhard richtet sich in seiner ganzen Größe auf: »Deine Nachteile sind, außer der kläglichen Figur, deine Schweißquanten und dein ewiges Schnarchen.«

»Ewig schnarche ich nicht«, widerspricht Pohnke.

»Sicher schnarchst du ewig, daß andere nie in den Schlaf kommen können. Sicher schnarchst du ewig.«

»Nein, das ist nicht wahr. Ich schnarche nur, wenn ich schlafe.« Über diese bestehende Logik verliert Gebhard die Sprache und läßt Pohnke allein stehen.

»Achtung, Fliegeralarm!« schreit eine Stimme. In etwa tausend Meter überfliegen zwei dreimotorige Flugzeuge die Feuerstellung. Das gleichmäßige ruhige Dröhnen der Motoren läßt die Kanoniere in Deckung gehen.

»Achtung – Bomben!«

Jeder sucht Deckung in den ausgeworfenen Splittergräben oder hinter den Geschützschildern. Aber das erwartete Krachen bleibt aus. Und doch tanzt da etwas von den Flugzeugen herab, wirbelt zu tausenden langsam dem Erdboden zu, wird vom Wind weitergetragen: Flugblätter! Einige fallen direkt in die Feuerstellung der Neunten.

Volkmann hält einen dieser Zettel in den Händen.

»Lies vor«, sagt Pohnke.

»Ist ja doch Quatsch, was darauf steht. Immer dasselbe. Mag gerade für die Latrine gut sein.«

»Lies doch mal! Wollen mal hören, was der Iwan uns heute Neues zu berichten weiß.«

Volkmann liest:

»Kameraden! steht hier. Wenn das so anfängt, habe ich schon die Schnauze voll.« Volkmann knüllt das Papier zusammen. Faltet es aber doch wieder auseinander.

»Kameraden! Die Rote Armee fordert Euch auf, die Waffen niederzulegen. Stellt den Kampf, den Ihr als Hitlerfaschisten gegen die friedliebende Sowjetunion führt, ein. Macht es wie wir und gebt Euch gefangen. Die Soldaten der Roten Armee behandeln jeden deutschen Gefangenen wie einen Freund. Die Sowjetunion garantiert jedem deutschen Soldaten, der sich in Gefangenschaft begibt, gute Behandlung und die Rückführung in die Heimat nach dem Krieg. Wir haben uns davon überzeugt, daß es die Regierung der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken gut mit uns meint.« Volkmann stutzt. Auf dem Flugblatt folgen hundert Unterschriften. Aber wessen Namenszug er da abgedruckt sieht, läßt ihn erschrecken. Dann spricht er weiter:

»Es folgen mehrere Unterschriften. Und weißt du, wer da an erster Stelle steht? Steffen. Wachtmeister Steffen, neunte Batterie, steht da.«

»Das ist nicht möglich«, sagt Pohnke erschreckend.

»Doch, bitte, lies selbst.«

Pohnke betrachtet das Flugblatt.

»Tatsächlich. Hältst du das für möglich? Wachtmeister Steffen soll solch einen Wisch unterschrieben haben?«

»Das kann nicht sein! Wachtmeister Steffen ist doch gefallen. Oberfeldwebel Schratt von der Meldestaffel hat ihn selbst gesehen, wie er tot dalag. Das Flugblatt müssen wir dem Oberleutnant zeigen.«

Volkmann geht zu dem Blockhaus des Batteriechefs. Er klopft an die Birkenstammtür.

»Gefreiter Volkmann bittet, eintreten zu dürfen.«

»Ja, Volkmann, was gibt's?« Oberleutnant Walter blickt von seinem Tisch, auf dem er Karten und Schriftsachen liegen hat, auf.

»Das Flugblatt, Herr Oberleutnant.«

»Was heißt: Das Flugblatt, Volkmann? Diese Dinger besagen gar nichts. Damit kann man uns nicht fertigmachen. Es ist nicht des Lesens wert und verfehlt bei den deutschen Soldaten jede Wirkung.«

»Dieses Blatt aber, Herr Oberleutnant, das ...«

»Wieso?«

»Das hat Wachtmeister Steffen unterschrieben.«

»Das kann nicht sein. Zeigen Sie her.«

Der Batteriechef liest. Gelassen steht Oberleutnant Walter auf. Zerknüllt das Blatt und wirft es achtlos auf den Fußboden. Sinnend geht er in dem kleinen Bunker auf und ab. Er bleibt vor Volkmann stehen.

»Da können Sie sehen, mit welch raffinierten Mitteln die Sowjets arbeiten. Das kann Steffen gar nicht unterschrieben haben, denn der Wachtmeister Heinz Steffen ist gefallen.«

Gestern habe ich die Todesnachricht an seine Frau geschrieben.«

»Und wenn der Wachtmeister Steffen nicht tot ist? Wenn sich Oberfeldwebel Schratt geirrt hat? Ich meine, Herr Oberleutnant, es ist doch möglich, daß der Wachtmeister verwundet in Gefangenschaft geraten sein kann. Vielleicht war er nur besinnungslos, als der Oberfeldwebel ihn sah. Oberfeldwebel Schratt hat ihn doch nur stürzen sehen.«

Der Batteriechef sieht Volkmann groß an.

»Das ist durchaus möglich. Aber glauben Sie, Volkmann, daß Steffen dann so etwas unterschreiben würde?«

»Man kann nicht wissen, ich Welch einer Zwangslage der Wachtmeister gehandelt haben mag.«

»Da gibt es keine Zwangslage, Volkmann. Für Derartiges gibt man seinen Namen nicht her. Oder würden Sie das Flugblatt unterschrieben haben?«

»Freiwillig bestimmt nicht, Herr Oberleutnant.«

»Na also! Und der Russe kann niemanden zu einer Unterschrift zwingen.«

»Es ist möglich, Herr Oberleutnant, daß Wachtmeister Steffen versucht, auf diese Art ein Lebenszeichen von sich zu geben; daß er uns auf dem Wege des Flugblattes mitteilen will, daß er in Gefangenschaft geraten ist.«

»Das wäre möglich, aber ich muß das schärfstens verurteilen. Mit diesem Flugblatt werden deutsche Soldaten zur Niederlegung der Waffen aufgefordert. Und wer das gutheißt, ist ein Deserteur und gefährdet andere. Wie gesagt, ich halte Steffen nicht für einen solchen – hm. Jedenfalls werde ich den Abteilungskommandeur von dem Inhalt des Flugblattes mit Steffens Unterschrift unterrichten.«

Damit ist Volkmann entlassen.

Das Flugblatt löst bei den Landsern heftige Diskussion aus. Einige verurteilen Steffen, andere finden eine Entschuldigung für ihn. Die wahren Umstände erfahren die Soldaten der

Batterie und Steffens Familienangehörige nie.

Steffen ist bei der Armee hinterm Stacheldraht, die ihn nie wieder freigeben wird. Auf dem Transport in ein Gefangenentaler ist er an Hungertyphus gestorben. Irgendwo an einem Bahndamm an der Eisenbahnstrecke nach Molotow im Ural haben Mitgefangene seinen Leichnam aus dem Zug geworfen. Er starb unbekannt. Seine Frau und Angehörige haben über seinen wahren Tod nie eine Nachricht erhalten. Für sie gilt er als vor dem Feind gefallen.

Stoltz verläßt Volkmann das niedrige Blockhaus des Batteriechefs. Die Welt kommt ihm strahlender vor. Er hat den Urlaubsschein in der Hand. Für drei Wochen, von und bis zur Grenzstation Wirballen, darf er sich wieder in der Zivilisation bewegen. Nach 20 Monaten der erste Urlaub. 20 Monate, fast zwei Jahre, sind verstrichen, seit Volkmann das letzte Mal zu Hause war.

Mit den Verpflegungsfahrzeugen marschiert er in die Fernprotze. Was bedeutet ihm der 12 Kilometer lange Marsch durch Sumpf und über verschlammte Wege! Jeder Schritt bringt ihn der Heimat näher. Der saugende Schlamm hat ihm eine Sohle vom Stiefel gelöst. Was macht es aus, daß er auf einem Socken in der Protzenstellung ankommt. Die zerrissenen Stiefel werden gegen neue getauscht. Am nächsten Tag trampft der Gefreite Volkmann mit motorisierten Nachschubfahrzeugen zum Flugplatz Demjansk. Wieder einen Tag später steht er frühmorgens auf dem Rollfeld vor der ersten gelandeten Ju. Auf dem Luftwege verläßt er den Brückenkopf und landet auf dem Feldflugplatz Tulebija. Noch einmal sieht er die unzähligen Birkenkreuze des Soldatenfriedhofs. Per Bahn geht es weiter bis Dno. Übernachtung im Soldatenheim. Der fahrende Zug wird von Partisanen beschossen. Die Urlauber legen sich flach auf den Boden der Eisenbahnwagen. Drei Tage und drei Nächte dauert die Bahnfahrt von Dno über

Pleskau, Mitau, Schaulen nach Wirballen. Entlausung, Kontrolle der Urlaubsscheine. Dann sitzt Volkmann endlich im überfüllten Abteil des Fronturlauberzuges, der ihn noch tausend Kilometer durch Reichsgebiet fahren wird.

Das leise, gleichmäßige Stoßen der Räder des Eilzuges klingt wie Musik in den Ohren. Freundliche Städte, wogende Ährenfelder, satte Wiesen ziehen am Fenster vorbei. Welch ein landschaftlicher Kontrast zwischen diesem Land und der Öde Rußlands! Volkmann erlebt das Wiedersehen mit Deutschland wie ein Traumwandler. Ist das hier die Wirklichkeit oder die Front mit den Sümpfen und den massenhaften Soldatengräbern an den Straßen und Wegen? In der Nacht huschen die verdunkelten Häuser der Städte wie schwarze Schatten vorbei.

In Königsberg reichen Rote-Kreuz-Schwestern heißen Kaffee durch die Fenster herein. Bei Dirschau geht es über die Weichsel.

Schneidemühl!

In den frühen Morgenstunden durch die Reichshauptstadt. Trostlos blicken von Luftangriffen zerstörte Ruinen aus den Häuserblocks der Millionenstadt.

Hannover; auch hier zerbombte Häuser. Die Porta Westfalica.

Und dann steht Volkmann im Gang des Wagens und schaut gespannt zum Fenster hinaus. Gleich werden die Giebel der Heimatstadt auftauchen. Daheim weiß man nicht, daß er kommt. Seit Monaten hat er immer wieder geschrieben: Vielleicht komme ich bald!

Die Bremsen kreischen. Der Zug hält in der Bahnhofshalle. Volkmann nimmt seine Wäschetasche und den Tornister und mischt sich in den Strom der Reisenden. Es sieht alles noch so aus, wie er es vor 20 Monaten verlassen hat. Auf dem Bahnhofsvorplatz bleibt er blinzelnd stehen. Die Sonne lacht freundlich. Er sieht nur fremde Gesichter. Volkmann holt tief Atem und fährt sich über die Augen, als wolle er die

Erinnerungen fortwischen.

Volkmann geht durch die Straßen seiner Heimatstadt. Er geht langsam und sinnend, die bekannten Gebäude betrachtend.

»Können Sie nicht grüßen?« herrscht ihn da eine Stimme an. Volkmann blickt erschreckt zur Seite. Ein junger Bursche von Unteroffizier steht breitbeinig mit in die Hüften gestemmtten Armen vor ihm. Wie auf dem Kasernenhof. Ach ja, jetzt heißt es wieder die Vorgesetzten beachten und Ehrenbezeugungen machen. Fünf Schritte vorher, drei Schritte nachher.

»Ja, ja!« sagt Volkmann verstört und legt die rechte Hand an die Feldmütze. Dem Heimatunteroffizier kommt der Gruß zu lasch vor. Außerdem ist die Straße menschenleer.

»Was sind Sie für ein Soldat?« schreit er Volkmann an.
»Nochmals zurück! Noch einmal grüßen!«

Das ist zuviel! Der Gefreite Volkmann verliert die Beherrschung. Deswegen komme ich in Urlaub, um mich hier von so einem anschreien zu lassen, denkt er.

»Sie können mich mal. Und grüßen sollte ich Sie von der Front, da werden Sie dringend erwartet. Mahlzeit!« Damit geht Volkmann weiter und läßt den verdutzt schauenden Unteroffizier stehen.

Menschen reißen die Fenster auf und schauen zu den beiden herab. Mit hochrotem Kopf geht der junge Unteroffizier weiter. Er will sich vor den Leuten nicht noch mehr auslassen. Aber daß die Disziplin im deutschen Heer am Wanken ist, davon ist er überzeugt.

Ohne sich noch einmal umzusehen, geht Volkmann weiter. Noch eine Straßenkreuzung, dann steht er vor dem elterlichen Haus. Was wird die Mutter sagen, wenn er plötzlich vor ihr steht? Wird sie sich nicht zu sehr erregen? Sie hat ein schwaches Herz. Soll er nicht doch lieber ...?

Er schreckt auf vom Ertönen der Hausklingel, die er gedankenlos bedient hat. Laut dröhnen die Tritte seiner Soldatenstiefel durch den Hausflur. Da steht er vor der Mutter.

»Mein Junge! Georg!« Die weiteren Worte gehen in Freudentränen unter. An die Brust des Soldaten legt sich der grauhaarige Kopf der alten Frau.

»Mutter«, mehr bekommt der Sohn nicht hervor.

Die Mutter beginnt ein geschäftiges Treiben. Nachdem der Bann des Wiedersehens gebrochen ist, redet ihr Mund in einem fort.

Tausend Dinge hat sie dem Jungen zu sagen. Volkmann sitzt zufrieden in einem Sessel und antwortet nur mit »Ja, Mutter« oder »Nein, Mutter«. Er mag nicht sprechen, er ist nur froh, wieder daheim zu sein. Er hat sich eine Zigarette angezündet, die Mutter serviert ihm ein Glas Wein.

»Zur Feier des Tages, mein Junge!« sagt sie.

»Schön.«

»Horst ist auch gefallen.«

Volkmann denkt an Horst Krempe, an den Tod des Freundes.

»Ich weiß, ich war dabei.«

»Das kann nicht sein, mein Junge. Horst ist beim Feindflug über England abgeschossen worden. Dein Vetter Horst, du kennst ihn doch. Er war Leutnant.«

»Ach so...? Ich dachte...«

»Was dachtest du?«

»Nichts.«

»Gleich kommt Vater. Er hat bei der Bahn jetzt schweren Dienst. Immer diese furchtbaren Luftangriffe.«

Die Hausschelle läutet: »Da ist er schon!«

Statt des Vaters erscheint ein Mann in brauner Uniform.

»Heil Hitler, Frau Volkmann! Ich komme wegen der Haussammlung«, sagt der Uniformierte.

»Ach Gott, ja. Kommen Sie rein, Herr Meier. Ich bin so aufgeregt, Herr Meier! Mein Sohn ist gerade in Urlaub gekommen. Treten Sie bitte ein.«

»Danke. Dann muß ich auch mal den Fronturlauber

begrüßen. Guten Tag, Herr Volkmann.«

»'nen Tag.« Herr Meier reicht dem Soldaten die Hand.
»Willkommen in der Heimat, Herr Fronturlauber. Darf ich
mich einen Augenblick zu Ihnen setzen? Sie müssen wissen:
Ich unterhalte mich gern mit unseren feldgrauen Soldaten.«

Die beiden sitzen sich gegenüber. Verbindlich lächelnd
schaut Herr Meier, der Blockwart, Volkmann an.

»Erzählen Sie mir doch etwas von der Front. Wird der Russe
noch in diesem Jahr geschlagen sein?«

»Kann schon sein«, lautet die Antwort.

»Was haben Sie denn da für einen Orden?« auf die
Ostmedaille deutend.

»Sehen Sie, Herr Meier, auf dem Band die beiden breiten
roten Streifen, das ist der Russe. Die schmalen weißen ist die
Rollbahn und der schwarze Strich in der Mitte ist die deutsche
Wehrmacht. Interessant, Herr Meier, und der Tatsache
entsprechend.«

Der Blockwart lacht.

»Ich freue mich immer über den Humor, den unsere
Feldgrauen aufbringen.«

»Wir in der Heimat sind stolz auf unsere Helden an der
Front. Ich konnte den Soldaten im vergangenen Winter einen
kleinen Dank abstellen. Ich war nämlich einer der Sammler bei
der Spinnstoffsammlung. Ist Ihnen unser großes Werk auch
zugute gekommen?«

»Ja!«

»So, das freut mich. Was haben Sie denn alles bekommen,
wenn ich fragen darf, Herr Volkmann?«

»Ende März ein paar Ohrenschützer.«

»So, mehr nicht? Dann waren Sie sicher schon für den
Winter ausgerüstet?«

»Ja, wir haben uns an frischen Pferdeäppeln die Hände
gewärmt.«

»Ich bewundere immer wieder den unverwüstlichen Humor,

den unsere Soldaten aufbringen, Herr Volkmann! Und mit ihm meistern Sie jede noch so verzweifelte Lage. Was nützt in Ihrer Situation auch die Trübsal, nicht wahr? Manche Soldaten haben ja in ihren Gesprächen einen düsteren Ton. Da traf ich neulich jemand – es ist ein guter Bekannter meiner Tochter – der antwortete auf meine Frage, von welchem Frontabschnitt er käme, mit den Worten: Ich komme vom Heldenfriedhof Charkow. Was sagen Sie dazu, Herr Volkmann?

»Und ich komme vom Heldenfriedhof Demjansk.«

Herr Meier sieht Volkmann betroffen an. Eine derartige Antwort hat er nicht erwartet. Verlegen steht er auf und hantiert an seiner Sammelliste. Er fühlt, das Gespräch gilt als beendet und wendet sich an Frau Volkmann:

»Welchen Betrag wollten Sie spenden?«

»Drei Mark. Ist das genug?«

»Ihr Nachbar, der Herr Amtsgerichtsrat, hat heute zwanzig gegeben.«

Volkmann findet diese Aufdringlichkeit empörend.

»Ich gebe Ihnen noch siebzehn Mark dazu. Aber nur, wenn Sie mich mit meiner Mutter allein lassen.«

»Nein, ausgeschlossen, Herr Volkmann! Fronturlauber sind ausdrücklich von der Spendenaktion ausgeschlossen. Ich meinte nur... ich wollte bloß... Entschuldigen Sie.«

Dann geht der Blockwart Meier, der so gern ein paar Worte mit dem Urlauber getauscht hätte, und der unbedingt einige Fronterlebnisse hören wollte. Hat er denn was falsch gemacht? Hat er den Soldaten beleidigt? Sein Neffe ist da doch ein aufgeschlossener Mensch. Was konnte der nicht alles von den gewaltigen Abwehrschlachten zum Besten geben. Wie sie den Iwan gejagt hatten und so. Er ist zwar nur bei der Ortskommandantur in Pleskau. Nun ja, alle Menschen sind nicht gleich. Aber er kannte den Volkmann sonst als einen gewitzten Burschen. Wird schon seine Gründe haben, dieser Georg Volkmann, denkt der Herr Meier und geht weiter. Trepp

auf, Trepp ab, mit seiner Spendenliste.

Das Wiedersehen am Abend mit dem Vater ist herzlich. Aber einsilbig ist das Gespräch. Der junge Volkmann sitzt meist trübselig in seinem Sessel und brütet vor sich hin. Er verliert kaum ein Wort. Es tut ihm wohl, daß der Vater kaum Fragen stellt. Man ist froh, gemeinsam unter einem Dach zu sein. Die Drei verstehen sich auch ohne viel Gerede.

Sind die Menschen in der Heimat anders geworden? Ich verstehe sie nicht mehr, denkt der junge Volkmann. Oder bin ich anders geworden? Sind wir Soldaten im Osten andere Menschen geworden? Der krakeelende Unteroffizier auf der Straße, der NSV-Blockwart, führen sie eine andere Sprache? Sind sie andere Menschen als der Wachtmeister Steffen, der Gefreite Pohnke, der lange Gebhard, oder der Oberfeldwebel Schratt, der uns alle mit seiner Kaltblütigkeit im Stuka-Angriff¹⁸ das Leben gerettet hat? Ja, aber sie kämpfen doch für diesen Blockwart Meier und den Amtsgerichtsrat von nebenan oder für Schulze und Lehmann. Ach Quatsch, was heißt schon kämpfen, was heißt schon ...

»Möchtest du morgen mittag Reibeplätzchen gebacken haben?« fragt ihn die Mutter in ihrer ewigen Fürsorge.

»Ja, Mutter.«

»Was hast du, mein Junge, fühlst du dich nicht wohl?«

»Doch Mutter. Ich bin nur müde.«

»Ich habe dir dein Bett schon hergerichtet. Es steht alles noch wie früher, Georg.«

Als Volkmann im Bett liegt, grübelt er weiter. Was mögen jetzt die Kameraden machen? Wenn ich nur erst wieder beim Haufen wäre! Volkmann zuckt bei dem Gedanken zusammen. Nein, nein, das kann nicht stimmen. Meine Gedanken irren. Dort ist doch gar nicht das Leben. Hier bei der besorgten Mutter, bei dem Vater mit den fragenden Blicken: Da gehöre

¹⁸ Stuka: Sturzkampfbomber vom Typ Ju 87, bis 1.800 kg Bombenlast an Außengehäingen, 2 Mann Besatzung

ich hin. Volkmann wälzt sich unter der Decke des Bettes. Als er eingeschlafen ist, überfallen ihn, wie ein Alldruck, wüste Traumbilder. Birkenkreuze wachsen überdimensional groß: »Gefreiter Schütte, gefallen am 4.11.41 – Kanonier Horst Krempe, gefallen am 1.2.42« – Horst, Horst, da steht er vor ihm, ohne Kopf, die Hände gefaltet, den weit aufgerissenen Mund von Oberleutnant Walter: »Feuerkommando« schreit er. Hauptmann Gockel ist vom Gaul gestürzt. Pohnke geht barfuß durch knietiefen Schlamm. Abfeuernde Geschütze. Oberfeldwebel Schratt wirft sich vor dem Einschlag einer berstenden Granate auf dem Boden. Wieder Kreuze, unendliche Reihen. Ein Schlag am Hinterkopf. Ich bin verwundet. Und irgendwo aus der Ferne jault ein Hund.

Die Stimme des Vaters weckt ihn auf.

»Georg, Fliegeralarm! Willst du nicht lieber aufstehen?«

Volkmann faßt sich an den schmerzenden Schädel.

»Ja, ich komme, Vater.«

Volkmann hört das Aufheulen von Luftschutzsirenen.

Draußen bellen die Flakgeschütze. Scheinwerfer suchen den Himmel ab. Wie tastende Finger huschen sie durch die dunkle Nacht, tauchen die Häuser der Stadt in ein fahles Licht, verlöschen wieder und sammeln sich zu einem Strahlenbündel. Und in diesem zusammenfließenden Bündel kurvt ein Flugzeug. Es sucht sich durch Sturzflüge aus den Lichtkegeln zu befreien. Tief das Brummen der Motoren. Platzzende Flakgranaten blitzen auf. Und dann steht eine brennende Fackel am Himmel, trudelt langsam zu Boden. Auf den Straßen begeisternd rufende Menschen, die das Schauspiel beobachtet haben. Jemand – es muß wohl die Stimme des Blockwarts Meier sein – schreit triumphierend:

»Laß sie nur kommen! Wenn einer kommt, schießen wir einen ab. Wenn zehn kommen, schießen wir zehn ab, und wenn tausend kommen, schießen wir tausend ab! Laß sie nur kommen! Jawoll!«

Meine Fresse, denkt Volkmann, tausend ist ja ein bißchen viel. Aber soviel werden wohl hoffentlich nie über Deutschland erscheinen. Hoffentlich!?

Drei Wochen sind eine kurze Zeit. Sie vergehen schnell. Viel zu schnell. Kaum hat Volkmann sich an das Leben wieder gewöhnt, da ist der Urlaub verstrichen. Sie liegen wieder hinter ihm, die Tage der Erholung. Am Morgen des Abschiedstages sitzt Volkmann vor dem Klavier. Wahllos läßt er ein paar Akkorde erklingen. Ist das Leben ein ewiges Abschiednehmen? War es nicht gestern, als ich von den Kameraden Abschied nahm? Nein, das war vor vier Wochen.

Die Mutter steht mit verschränkten Armen neben ihm. Mit dem Schürzenzipfel wischt sie sich über die Augen.

»Bist du traurig, Mutter?«

»Ich habe Angst, mein Junge.«

»Warum hast du Angst, Mutter?«

»Das fragst du noch?«

»Ich komme wieder! Das weiß ich, Mutter! Das weiß ich so genau, wie Horst wußte, daß er...«

»Dein Vetter Horst ist auch gefallen.«

»Den meine ich jetzt nicht.«

»Es sind schon so viele junge Menschen gefallen. Täglich stehen neue Todesanzeigen in den Zeitungen. Wann wird dieser Krieg einmal zu Ende gehen?«

»Mach dem Jungen das Herz nicht so schwer, Mutter«, sagt die ruhige Stimme des Vaters. »Es ändert ja doch nichts daran, daß er wieder zur Front muß. Auch diese schwere Zeit geht einmal vorüber, nicht wahr, Georg?«

»Gewiß, Vater!«

»Die Nachrichten von allen Fronten sind zuversichtlich. Rommel steht mit dem Afrika-Korps kurz vor Alexandrien. Am 19. August sind die Engländer bei einem Landungsversuch bei Dieppe ins Meer geworfen worden. Und heute steht mit

großen Schlagzeilen in der Zeitung, daß am 2. September die 6. Armee unter dem Generaloberst Paulus die Wolga nördlich von Stalingrad erreicht hat. Auf dem Elbrus haben Gebirgsjäger unsere Flagge gehißt. Das alles will doch was bedeuten, was meinst du, Georg?«

»Sicher will das was bedeuten.« Volkmann will behutsam den Deckel des Klaviers schließen. Irgendwie muß das glatte Holz ihm aus den Finger geglitten sein und schlägt mit hartem Knall auf. »Das bedeutet gewiß was, Vater.«

»Junge, du sprichst so in Fragen.«

»So, tue ich das?«

»Ich glaube, du machst dir zu viele Gedanken, Georg.«

»Möglich.«

»Glaubst du denn, daß wir den Krieg verlieren werden?«

»Nee, den verlieren wir nicht, den behalten wir.«

Die Stimme des Vaters zittert.

»Verzeih', Vater! Es ist nicht so gemeint. Sicher werden wir den Krieg gewinnen. Sonst brauchte ich ja gar nicht mehr zurück zur Front zu fahren.«

In der Nacht sitzt der Gefreite Georg Volkmann im Fronturlauberzug, der ihn wieder nach Rußland bringt. Winkende Tücher in der Bahnhofshalle. Tränen der Mutter – die zuversichtlichen Worte des Vaters. Im abgedunkelten Abteil sieht er schlafende Landsergesichter. Der Zug rast durch die Nacht. Die Urlaubstage ziehen an Volkmann noch einmal vorbei.

Er hat ein Mädel kennengelernt und war mit ihr des öfteren zum Stadtwäldchen hinausgegangen, konnte aber keinen rechten Kontakt mit ihr bekommen. Sigrid, so hieß das hübsche blonde Mädel, war BDM-Führerin¹⁹. Ihr ganzer Wortschatz bestand aus Goebbelschen Propagandaphrasen. Und alles gipfelte im »Kampf für Führer, Volk und Vaterland«. Dabei hätte er ihren Mund so gerne einmal geküßt, spräche der nicht

¹⁹ BDM: Bund Deutscher Mädel, NS-Organisation

immer so leere Worte, die ihn anekelten. Er vergaß sie bald, so sehr er bedauerte, daß ihn die Tage in der Heimat so einsam ließen ...

Der Fronturlauberzug jagt gen Osten. Nach vier Reisetagen ist Volkmann an der Front.

»Gefreiter Volkmann vom Urlaub zurück!« Mit diesen Worten meldet sich Volkmann beim Batteriechef in der Feuerstellung.

»Schön«, sagt Oberleutnant Walter. »Das heißtt, für Sie wird es weniger schön sein«, fügt er lachend hinzu. »Hoffentlich haben Sie sich gut erholt? Oder haben Sie sich auch verheiratet?« Das »Oder« gibt dem Satz die Deutung, als sei eine Heirat keine Erholung.

»Nein, Herr Oberleutnant!«

»Nanu, warum denn nicht, Volkmann?«

»Mangel an Gelegenheit, Herr Oberleutnant!«

»Soso. Pohnke konnte sich in seinem Urlaub über derartigen Mangel nicht beklagen.

Jaja, Pohnke, der gestern zurückgekommen ist, hat im Urlaub geheiratet.

»Warum soll er nicht, Herr Oberleutnant?«

»Gewiß, gewiß, soll er.« Der Batteriechef grinst über das ganze Gesicht. »Die Weiber in der Heimat fallen den Soldaten ja direkt um den Hals.«

Oberleutnant Walters offene Redensarten mit den Mannschaften werden allgemein geschätzt. Die Landser nennen ihn einen »VOMAG«, was bedeuten soll: Der immerhin noch junge Batterieführer ist ein »Volksoffizier mit Arbeitergesinnung«.

Volkmann denkt, warum grinst der Chef nur so?

»Dann habe ich da noch etwas«, fährt der Oberleutnant fort.
»Gefreiter Volkmann, nehmen Sie Haltung an!«

Volkmann reißt mechanisch die Hacken zusammen. Was mag das bedeuten? Was soll der dienstliche Ton?

»Mit Wirkung vom 1. September sind Sie zum Unteroffizier befördert.«

»Mahlzeit«, entfährt es Volkmann.

»Was heißt hier Mahlzeit?«

»Verzeihung, Herr Oberleutnant. Ich bin im Urlaub von einem jungen Unteroffizier wegen Nichtgrüßen auf der Straße angeschnauzt worden. Ich habe ihn stehen lassen und beim Weitergehen Mahlzeit gesagt.«

»Wann war das?«

»An meinem ersten Urlaubstag, am 2. September.«

»Tja, und an diesem Tag waren Sie selber auch bereits Unteroffizier.«

»Das hätte ich wissen sollen.«

»Meinen Glückwunsch zur Beförderung, Unteroffizier Volkmann. Schicken Sie Ihren Rock mit dem Mittagsfahrzeug in die Protze. Der Schneider soll die ›Ein-Meter-und-fünf-Zentimeter-Litze‹ aufnähen. Dann man los. Feiern Sie mit den Kameraden Ihre Beförderung. Ich genehmige eine Flasche Steinhäger als Sonderzuteilung für Sie. Weiterhin wünsche ich Ihnen viel Soldatenglück!«

»Danke, Herr Oberleutnant.«

Dann ist er wieder unter den Kameraden.

Auch Gebhard und Pohnke sind befördert worden. Ersterer zum Fernsprechunteroffizier, der kleine Pohnke zum Obergefreiten. Eine vierte Beförderung liegt noch vor, die nicht mehr ausgesprochen werden kann: Steffen ist zum Oberwachtmeister befördert worden. Trotz des Erscheinens seines Namens auf einem russischen Flugblatt hat der Abteilungskommandeur die Beförderung genehmigt.

Pohnke ist der Stolzeste unter den Frischdekorierten. Nicht wegen seines zweiten Winkels auf dem linken Arm. Er ist vielmehr stolz als frischgebackener Ehemann. Zu Volkmann schwärmt er von seinem neuen Glück.

»Hast du sie denn schon länger gekannt?« fragt ihn

Unteroffizier Volkmann. »Du hast nie über eine Braut gesprochen.«

»Nee, gekannt habe ich sie nicht. Sie ist aus dem Nachbardorf und arbeitet jetzt auf dem gleichen Gut, wo ich als Melker beschäftigt war.«

»Und da hast du dich Knall und Fall in deinem Urlaub in das Mädel verliebt und gleich geheiratet?«

»Ja. Sie ist elternlos und fühlte sich so einsam.«

»Das finde ich rührend von dir.«

»War dein Mädel, vielmehr – deine Frau, so schnell damit einverstanden?«

»Bei mir ja«, sagt Pohnke voller Stolz. »Sonst ist sie keine von denen, die sich so mir nichts, dir nichts einem Mann an den Hals werfen.«

»Dann hast du sicher Aussicht, bald Vater zu werden, Pohnke.« Volkmann lacht verschmitzt.

»Nöö, Schorsch, das hat noch Zeit. Erst müssen wir eine eigene Wohnung haben. Dann kann man an die Gründung einer Familie denken.«

»Ist auch recht so, Pohnke.« Volkmann greift zur Flasche und hält sie dem Obergefreiten hin. »Na, denn erst mal zum Wohl! Auf den neuen Ehemann und den Obergefreiten.«

Pohnke nimmt mehr scherhaft eine militärische Haltung an, ehe er die Flasche zum Mund führt.

»Prost. Und auf Ihre Beförderung, Herr Unteroffizier! Jetzt muß ich ja Sie sagen.«

»Schnauze.«

»Jawohl, Herr Unteroffizier. Wie befohlen: Schnauze.«

»Mensch, blas dich nicht so auf, Pohnke, wir liegen ja in dem selben Dreck. Vielleicht mußt du oder ich morgen dran glauben.«

»Mein' ja man bloß, Schorsch.«

Man schreibt den 24. Dezember 1942. Die dritte Kriegs-

weihnacht.

In der Heimat rufen die Glocken der Dome und Kirchen zum Festgottesdienst. Der »Reichsrundfunk« verbreitet eine Ringsendung von Teilen der Ostfront, unter anderem aus dem seit dem 22. November eingeschlossenen Stalingrad. Zur gleichen Zeit ertönt aus Radio Moskau eine monotone Stimme und verkündet: »Alle sieben Sekunden stirbt in Rußland ein deutscher Soldat!« Alle sieben Sekunden, alle sieben Sekunden... Und in der Heimat gehen die Menschen schweigend zur Christmesse und beten für ihre Väter und Söhne, die in hartem Ringen an der Ostfront stehen.

Durch den knietiefen Schnee stapfen zwei Landser. Einer von ihnen hält ein Beil in der Rechten. Es ist der Obergefreite Walter Pohnke, begleitet von dem Gefreiten Alois Melchert.

»Die wäre richtig, gell.« Der Loisel deutet auf eine kleine Fichte, die fast ganz eingeschneit ist. Sie ragt abseits am Rande ihrer hohen Schwestern zwischen verkümmerten Birkenstämmen heraus. Pohnke geht darauf zu, hat sie mit zwei, drei Beilhieben abgeschlagen und hält, sie von allen Seiten prüfend, in der Hand. Das kleine Bäumchen scheint Pohnke zu gefallen. Er brummt etwas Unverständliches. Dann gehen die zwei den Weg durch den Schnee zurück. Vorbei an den mit weißem Tarnanstrich versehenen Geschützen gelangen sie in den Bunker der Nachrichtenleute.

»G'fällt er dir?« fragte der Loisel und sieht Volkmann fragend an. Der Funkunteroffizier sieht von seiner Arbeit auf und nickt zustimmend mit dem Kopf.

»Den hoat der liabe Herrgott eigens für uns woachsen lassen.« Der Loisel lacht über das ganze Gesicht. »Ah, da schau her.« Der Loisel besieht sich Volkmanns Arbeit. Aus Stanniolpapier und Pappstückchen sind Sterne, Glocken, eine lange Kette und Lamettastreifen entstanden.

Nachdem das Fichtenbäumchen in einer mit Erde gefüllten Konservendose einen Ständer gefunden hat, wird es mit dem

selbstgefertigten Behang geputzt.

Der Nachrichtenstaffelführer Putzke, seit einiger Zeit die Schulterklappen eines Wachtmeisters tragend, sitzt in einer Ecke und schaut dem geschäftigen Treiben zu. Wie bei Muttern, mag er denken, als Volkmann mit einigen Sterinkerzen dem Bäumchen seinen letzten Glanz verleiht.

Als dann die Kerzen des geschmückten Fichtenbäumchens im Bunker der Nachrichtenleute der neunten Batterie aufflammen, senkt sich auch über die harten Männer jener Zauber der Christnacht.

Winkler, der Fernsprecher, hat ein Päckchen geöffnet und verteilt den Inhalt – einen Christstollen – unter den Kameraden. Wortlos betrachten sie mit glänzenden Augen die wenigen Lichter, die dem kleinen Raum eine festliche Stimmung verleihen.

Der kleine Pohnke hat seine eigenen Gedanken, die er bis heute noch niemanden anvertraut hat. Vor wenigen Tagen hat er die Nachricht erhalten, daß er nun bald Vater werde. Seine erste Freude bekam bald einen bitteren Beigeschmack. Irgend etwas behagt ihm nicht an der Sache, wofür er keine Erklärung findet. Vielleicht kommt ihm alles zu plötzlich und überraschend. Sein Blick wandert zur Bunkerdecke, als könne er dort eine Antwort finden.

»Hoast Kummer?« Des Loisels Gesicht beugt sich dicht zu Pohnke.

»Nein.«

»Woran denkst?«

Pohnke sieht verlegen weg. Was sagte der Loisel? Ob er Kummer habe? Woran er denke? Kummer, nein, warum sollte er Sorgen haben. Das ist doch die natürlichste Sache der Welt. Aber wieso hat er dann so seltsame Nebengedanken?

Volkmann hat eine Mundharmonika hervorgeholt. Umständlich klopft er sie auf dem Hosenbein aus. Als er dann leise die Melodie anstimmt, schauen die Männer mit großen

Augen wie in eine weite, undurchdringliche Ferne. Zuerst nimmt der Loisel das Lied auf. Dann stimmen sie alle das altvertraute Weihnachtslied an.

»Stille Nacht, Heilige Nacht,
Alles schläft, einsam wacht,
Nur das traute, hochheilige Paar.
Holder Knabe im lockigen Haar,
Schlaf in himmlischer Ruh',
Schlaf in himmlischer Ruh'!«

Es ist etwas Eigenartiges um den Heiligen Abend. Tausend Geschichten sind über diese Stunde schon geschrieben worden, und doch haben sie alle den gleichen Klang. Die Gruppe Landser, die hier in dem kleinen Bunker von vielleicht zehn Quadratmetern das Weihnachtslied aus rauen Kehlen singt, sucht, genau wie jeder andere des Millionenheeres, nach einer Zuflucht, nach einem Geborgensein. Er sucht nach einem Licht in der Finsternis, wie es die christliche Weihnachtsbotschaft verkündet. Was niemand ausspricht, das sagen sie mit ihrem rauen Gesang.

»... tönt es laut von fern und nah. Christ der Retter ist da!« Christ der Retter ist da! Es ist hier niemand, der das Wort Gottes verkündet. Und doch fühlen sie es alle: Gott lebt! Er lebt in dir und mir. Er zeigt sich im Kameraden, der da neben mir hockt und mich in keiner schweren Stunde verlassen wird.

Unteroffizier Volkmann lässt die Mundharmonika sinken. Obergefreiter Pohnke schnäuzt geräuschvoll mit einem Taschentuch seine Nase. Es vergehen Minuten, in denen jeder seinen eigenen Gedanken nachhängt. Es liegt nichts Überschwengliches in dieser schlichten Christnachtstunde zwischen dieser schweigenden Gruppe Soldaten, die keine Helden sein wollen. Sie sind Menschen mit Gefühlen, mit Schmerzen und mit Sehnsucht im Herzen.

Putzke bricht als erster das Schweigen, und seine Worte rufen alle in die Gegenwart zurück:

»Pohnke und Melchert, ihr müßt euch zur Ablösung an den Geschützen fertigmachen!«

Pohnke, in Gedanken versunken, schrickt bei den Worten zusammen. Der Loisel drückt gedankenverloren eine tropfende und qualmende Kerze aus. Ohne Hast streifen die beiden die Kombination über, setzen den mit weißer Farbe überpinselten Stahlhelm auf und treten, den Karabiner in der Hand, wortlos ins Freie.

»Du«, sagt der kleine Pohnke zum Loisel, als sie den Doppelposten abgelöst haben und der verharrschte Schnee beim Gehen unter ihren mit Leder besetzten Filzstiefeln knirscht. »Du, wie ist das, wenn man Vater wird?«

»I woab net. I hoabs no net mitgmacht.« Dabei gähnt der Loisel gelangweilt und gibt damit zu verstehn, daß ihn das Thema nicht interessiert. Schweigend stampfen sie über das verschneite Gelände hinter den Haubitzen.

»Es muß doch schön sein mit einer Familie unter dem Christbaum zu sitzen«, versucht er noch einmal mit dem Loisel ins Gespräch zu kommen.

»Möglich«, ist die einsilbige Antwort. Der Loisel macht den Gang weiter, und Pohnke folgt ihm mit einigen Schritten Abstand. Vor dem Bunker des Batteriechefs sehen sie im Dunkel eine schlanke Gestalt, an einem Baumstamm gestützt, stehen. Es ist Oberleutnant Walter. Eine Haarsträhne hängt ihm vom barhäuptigen Kopf ins Gesicht. Der obere Knopf seiner Feldbluse ist geöffnet. Pohnke tritt auf den Offizier zu, um ihm die Meldung zu machen:

»Obergefreiter Pohnke und Kanonier Melchert auf Posten!
Auf Posten nichts Neues!«

»Danke!« Walter winkt formlos ab. Als Pohnke wenige Schritte vor dem Batterieführer steht, stellt er fest, daß der Oberleutnant stark nach Alkohol riecht. Pohnke denkt, mit so einer Fahne habe ich den Oberleutnant noch nie gesehen.

»Wir erlauben uns, Herrn Oberleutnant ein frohes

Weihnachtsfest zu wünschen.«

»Ja, Herr Oberleutnant, a frohs Fest!«

»Hat sich, Männer! Habe ein ausgesprochen frohes Fest!« antwortet der Batteriechef und unterstreicht seine Worte mit einer wegwerfenden Bewegung seiner rechten Hand. Pohnke macht dazu ein süßsauer Gesicht, denn er weiß nicht, was er mit den Worten des Offiziers anfangen soll.

»Ich müßte eigentlich eine kurze Weihnachtsansprache halten. Diese Schemareden, wißt ihr«, beginnt der Oberleutnant wieder. »Ich müßte den Batterieangehörigen trostreiche Worte vom baldigen Weltfrieden vortragen. Ich müßte von deutscher Soldatenweihnacht berichten. Aber ich kann es nicht. Heute nicht. Markante Sätze und Worte haben nur solange Sinn, wie man nicht selbst vom Schicksal hart erfaßt wird.« Der Batteriechef wischt sich die Haarsträhne aus dem Gesicht. »Aber was rede ich? Was geht das euch an? Es hat jeder in dieser Zeit so schwer zu tragen, daß er Sorge hat, mit sich selbst fertig zu werden. Ich habe stets Menschen verurteilt, die beim Alkohol Trost suchen. Aber heute, ausgerechnet am Heiligen Abend, bin auch ich unter diese Alkoholgetrösteten gegangen. Könnt ihr das verstehen?«

»Jawohl, Herr Oberleutnant!« sagt Pohnke, obwohl er nichts vom Gerede des Batterieführers versteht. Über Walters Gesicht läuft ein schwaches Lächeln.

»Laßt euch nie...!«

Mit diesen Worten verläßt der Oberleutnant die beiden verdutzt und stramm stehenden Posten und geht die wenigen Stufen zu seinem Bunker hinab. Achtlos schiebt er die zwei Weinflaschen, die neben dem niedrigen Tisch stehen, mit dem Fuß beiseite. Mit beiden Händen in den Rocktaschen bleibt er vor dem Bett an der Wand stehen. Einsam ist für den Oberleutnant das heutige Weihnachtsfest. Der Batterieoffizier, der mit ihm den Bunker teilt, ist zu einer Weihnachtsfeier der Offiziere auf den Abteilungsgefechtsstand gegangen. Walter

hat es vorgezogen, nicht dorthin zu gehen. Er hebt das Schreiben, das auf dem Tisch liegt, auf, und überfliegt noch einmal die Zeilen. Er hat es schon sooft gelesen, daß er den Text fast auswendig kann. Es ist die Nachricht, die dem Oberleutnant eine Welt zusammenbrechen läßt:

».... ist Ihr Haus einem Angriff feindlicher Terrorflieger zum Opfer gefallen. Ihre Frau und Ihr dreijähriges Söhnchen liegen unter den Trümmern begraben. Seien Sie gewiß, daß der Tod Ihrer Familie eines Tages gesühnt werden wird«

Weiter mag Walter nicht lesen. Diese Sätze haben in ihm alles zerstört. Dahin sind die Pläne, die er nach dem Krieg verwirklichen wollte. Ausgelöscht das Leben zweier Menschen, die er liebte, und von denen er geliebt wurde. Das Schreiben ist mit dem 18.12.42 datiert. In wenigen Tagen wird er in der Heimat vor dem Doppelgrab seiner Frau und seines Sohnes stehen. Der Kommandeur hat ihm einen vierzehntägigen Urlaub zur Regelung seiner Angelegenheiten gegeben. Was gibt es da noch zu regeln? Eigentlich gar nichts! Wenn der Batterieführer die weite und im Winter beschwerliche Reise hinter sich haben wird, werden andere für ihn alles geregelt haben. Oberleutnant Walter entkorkt noch eine Weinflasche, schüttet einen Trinkbecher mit der goldenen Flüssigkeit voll und leert den Becher in einem Zuge. Er fühlt sich einsam und verlassen. Ihm ist genommen, woran sich seine Gedanken in den freien Stunden klammerten, worin er den Sinn des ganzen Kampfes sah. Er stützt seinen Kopf in beide Hände und stiert vor sich auf den Tisch. Wie ein Magnet wird sein Blick immer wieder auf das Schreiben gezogen: ».... liegen unter den Trümmern begraben.« Und daneben steht ein Kalenderblatt mit dem Datum: 24. Dezember 1942.

Über drei Jahre steht die deutsche Wehrmacht im Angriff und in der Verteidigung. Deutschland beherrscht einen Raum, der vom Nordkap bis El Alamein in Nordafrika 4.500 Kilometer,

von Brest am Nordatlantik bis Stalingrad an der Wolga 3.600 Kilometer mißt. Hitler stand damit auf dem Höhepunkt der militärischen Erfolge. Schon zeichneten sich jedoch die ersten großen Rückschläge ab.

Die Offensive der Heeresgruppe Süd ist an den Nordhängen des Kaukasus hängengeblieben. Bei Stalingrad hat sich der deutsche Angriff festgelaufen.

Der Bogen ist überspannt und droht zu zerreißen. Das zeigen die Ereignisse, die Ende des Jahres 1942 eintreten: Am 3. November durchbricht die englische 8. Armee endgültig die Stellungen Rommels bei El Alamein.

Am 8. November landen amerikanische und englische Truppen in Marokko und Algerien.

Am 19. November durchbrechen russische Armeen die deutsch-rumänische Front nordwestlich und südlich Stalingrad. Es zeichnet sich die Tragödie der 6. Armee ab.

Erfolgreich ist auch der sowjetische Angriff zum Entsetz von Leningrad, der am 12. Januar 1943 auf schmaler Front mit einem massierten Stoß von Westen über die Newa, von Osten am südlichen Ufer des Ladoga-Sees beginnt und am 18. Januar mit der Einnahme von Schlüsselburg den Einschließungsring um Leningrad sprengt.

Die Bemühungen, den Kessel von Demjansk mit der Front südlich von Staraja-Russa abzutrennen, scheitert an den unerschütterlich Widerstand leistenden kampferprobten Divisionen des II. Armeekorps (AK).

Während an allen anderen Fronten die Initiative des Handelns der deutschen Heeresführung entgleitet, behält der OB²⁰ des II. AK das Heft in der Hand. Anfang Februar wird die Räumung des Brückenkopfes von Demjansk befohlen. Am 21. Februar beginnen planmäßig die Absetzbewegungen.

Die 9. Batterie ist wieder auf dem Marsch.

Unteroffizier Volkmann ist als Führer eines Nachhut-

²⁰ Oberbefehlshaber

kommandos in der verlassenen Geschützstellung zurückgeblieben. Bei ihm sind Pohnke, der Loisel und Kanonier Sievert von der Munistaffel. Der Loisel ist seit einigen Wochen wieder beim Haufen. Im Heimatlazarett hat man ihm zwei der erfrorenen Zehen abgenommen, nach erfolgter Genesung kv²¹ geschrieben und über die Ersatzeinheit zur Feldtruppe in Marsch gesetzt. Melchert, wie der Loisel mit Hausnamen heißt, schimpft auf die Militärärzte: »Diese Pferdemetzger haben mich kv geschrieben. Hundsfötter sind's. Hoab an Reißen im Fuß, daß i allweil aufschreien möcht'.«

Auch Oberleutnant Hahnenklee ist von seiner Verwundung genesen. Er ist zur Zeit Adjutant beim Abteilungskommandeur, Hauptmann Mathieu, der die Abteilung als Nachfolger Major Oberlinds führt. Von allen Kommandeuren, die am Einmarschtag in die Sowjetunion die Abteilungen oder Regimenter führten, ist nur noch von Bredow, der Artilleriekommandeur der Division, auf seinem Posten. Die andauernden Versetzungen der Kommandeure machen sich auf alle Einheiten nachteilig bemerkbar.

Volkmann schlägt sich die Kapuze der Winterkombination über den Kopf. Er wartet auf den Pioniertrupp, der den Auftrag hat, sämtliche errichteten Blockhäuser und Unterstände zu sprengen. Nichts soll dem Russen unversehrt in die Hände fallen. Verdammtd, man hätte wärmere Tage für diese Absetzbewegung abwarten können, aber dann beginnt wieder die Schlammperiode und macht die Wege unpassierbar.

Pohnke brutzelt über einem offenen Feuer im Deckel seines Kochgeschirrs Konservenfleisch und blickt traumverloren in die Flammen.

»Nun ist es doch so weit«, seufzt er vor sich hin.«

»Was ist so weit?« fragt Volkmann hinter ihm stehend.

»Ich bin Vater geworden.«

»Was bist du?« Volkmann sieht nun Pohnke erstaunt an.

²¹ kriegsverwendungsfähig

»Ja, Vater bin ich geworden. Da lies selbst.« Damit reicht er Volkmann einen Brief. »Heute mittag habe ich die Nachricht erhalten.«

Volkmann entfaltet das Blatt und überfliegt die Zeilen:

»Liebster, teile dich mit, das ich schon forzeitich niedergekommen bin. In die vergangen Nacht is ein kreftiger Stammhalter angekommen. Freusst du dir, Liebster«, steht da in ungelenen Buchstaben und fehlerhaftem Deutsch. Unter den Zeilen hat die Schreiberin noch einen Nachsatz gesetzt:

»Die Bluhmen stehn in dem Garten, wie lang sol ich noch warten? Deine Gerthilde.«

»Entsetzlich«, sagt Volkmann, und meint das entstellte Schriftdeutsch.

»Wieso entsetzlich?« fährt Pohnke auf. Fast wäre ihm der Kochgeschirrdeckel mit dem Fleisch ins Feuer gefallen.

»Ich meine, daß um diese Jahreszeit gar keine Blumen im Garten stehen«, redet Volkmann sich heraus. Pohnke reißt den Brief wieder an sich und meint errötzend:

»Vielleicht meint sie die im Treibhaus. In der Gärtnerei auf dem Gut haben sie nämlich eins.«

»Ach so.«

»Was sagste denn jetzt?«

»Ja, Pohnke, da kann ich nur gratulieren, auf deine Vaterwürde. Alois hast gehört«, sagt Volkmann zu dem Loisel, »der Obergefreite Pohnke ist Vater eines kräftigen Jungen geworden.«

»Was schon?« sagt der Loisel, und sperrt das Maul auf. »Na, das kann net stimmen.«

»Wieso nicht, les doch selbst.«

»Nein, der Loisel braucht das nicht zu lesen. Der ist noch zu jung«, fährt der kleine Pohnke auf.

»Das kann net stimmen«, behauptet der Loisel erneut, »hast dich im September doch erst verheiratet.«

»Du Dusselkopp, ist 'ne Frühgeburt. Verstehst du ja doch

nichts von.«

»Dös will i überhört haben.«

»Hör mal«, sagt Volkmann in ruhigem Ton, um den aufkommenden Streit zu schlichten. »Hör mal, Pohnke, die Sache kommt mir aber auch komisch vor. Du hast im September geheiratet. Oktober, November, Dezember, Januar, jetzt ist Mitte Februar. Das sind ja knappe fünf Monate. Und dann ein kräftiger Stammhalter, wie deine Frau schreibt. Da kann etwas nicht stimmen.«

»Meinst du?« entgegnet Pohnke zweifelnd und reibt sich dabei verlegen die Nase. Den Kochgeschirrdeckel hat er in den Schnee gestellt.

»Vergiß das Essen nicht.«

»Mir ist der Appetit vergangen! Da stimmt auch was nicht. Das Weib hat mich betrogen.«

Der Loisel legt einige Scheite Holz auf das Feuer:

»Liebe geht seltsoame Wege.«

»Ich schlag dir gleich einen in die Fresse, du!«

»Schlagen ist oan Zeichen geistiger Schwäche.« Der kleine Pohnke, dessen Gestalt nicht viel größer ist, als die des kneienden Loisel, stürzt sich auf den Österreicher. Um ein Haar wären die beiden mit den Köpfen in das Feuer gefallen. Volkmann springt hinzu, und reißt die zwei Kampfhähne auseinander.

»Ruhe!« schreit er Pohnke an. »Was fällt euch ein, hier eine Rauferei anzufangen!«

Pohnke klopft sich den Schnee von der Kombination ab.

»Der will mich auf die Palme bringen! Da hat er sich eine falsche Adresse ausgesucht.«

»Hör mal zu«, versucht Volkmann den kleinen Pohnke zu beruhigen. »Die Angelegenheit ist wirklich ernst. Ich würde mal schriftliche Erkundigungen einziehen, ob nicht ein anderer Vater in Frage kommen kann. Schreib doch einmal an eueren...«

»Ortsbauernführer?«

»Richtig, an den Ortsbauernführer eures Dorfes. Vielleicht kann der dir Auskunft geben.«

»Nicht schlecht. Der Gedanke ist nicht schlecht. Das werde ich auch machen, Schorsch.«

Pohnke macht sich über das angewärmte Fleisch her. Kurz vor Einbruch der Dunkelheit erscheint der Pioniertrupp. Sievert steht an der Straße, um ihn einzuweisen. Infanteriekompanien marschieren zurück. Sie beziehen hinter den verlassenen Geschützstellungen eine Auffanglinie. Nur eine schwache Nachhut sichert in der HKL.

Die Pioniere legen in den Bunkern T-Minen. Um die Bäume am Straßenrand werden ringförmige Sprengladungen gelegt.

Gegen 20 Uhr fliegt der Chefunker in die Luft. Dann folgen die Blockhäuser und Unterstände der Kanoniere. Volkmann sieht von weitem dem Zerstörungswerk zu. Balken wirbeln zwischen den Bäumen durch die Luft. Was Menschen mühevoll errichtet haben, reißen Menschen in Sekunden schnelle nieder. Von überall ertönen die Detonationen der Sprengungen. Um Mitternacht setzen sich die letzten Grenadiere vom Feind ab. Mit ihnen machen sich Volkmann und seine drei Mann auf den Marsch. Er sieht noch, wie sich hohe Fichten quer über die Straße legen. Sie brechen wie Streichhölzer und sperren die Wege für nachfolgende Fahrzeuge und Panzer. Die Pioniere leisten überall ganze Arbeit. Dem Feind wird ein zerstörtes und vermintes Stück Erde zurückgelassen.

Auch Wohnhäuser, die bis jetzt den Krieg überstanden haben, fallen dem Zerstörungswerk zum Opfer. Straßenbrücken über kleine Bäche werden in die Luft gejagt. Auf diese Weise soll ein zu rasches feindliches Nachrücken vermieden, das Tempo des Absetzens von der deutschen Führung bestimmt werden.

Noch verhält der Russe sich ruhig. Aber nach dem ersten

Tage der Absetzbewegungen greift er den Schlauch, die schmalste Stelle im Demjansker Brückenkopf, an und erzielt bei Ramuschewo und Jaswy Geländegewinne. In letzter Minute droht den sich absetzenden Verbänden die Einschließung.

In den frühen Morgenstunden meldet sich Unteroffizier Volkmann mit seinen drei Mann beim Batteriechef zurück.

»Tja, Volkmann«, sagt der Oberleutnant, »ich habe gleich eine neue Aufgabe für Sie. Mit Ihren drei Mann müssen Sie als Vorkommando gehen. Melden Sie sich auf dem Abteilungsgefechtsstand in K. Die Batterie wird zur Unterstützung des Grenadier-Regiments 411 zur Abwehr bei Jaswy eingesetzt. Ruhen Sie sich aber erst mal aus.«

Verdammte Schweinerei, denkt Volkmann. Nachhutkommando, Vorkommando, da kriegt man die Klamotten nicht mehr vom Leibe. Laut sagt er:

»Jawohl, Herr Oberleutnant.«

Abends sind Volkmann, Pohnke, Melchert und Sievert auf dem Abteilungsgefechtsstand. Am nächsten Morgen macht sich das Vorkommando der Neunten mit denen der siebten und achten Batterie, angeführt von einem Wachtmeister der Stabsbatterie, auf den Marsch.

Die schmalen Straßen sind verstopft von Großfahrzeugen, Sturmgeschützen und marschierender Infanterie. Die Grenadiere haben ihr Sturmgepäck, Karabiner und MGs auf Akja²² geladen und stapfen über die schneebedeckten Straßen.

Die Männer des Vorkommandos sind mit Skiern ausgerüstet und kommen seitlich des Weges gut voran.

Überall bereiten Pioniere die Sprengungen von Brücken und Straßendämmen vor.

In N., einer Ortschaft, die während der erbitterten Kämpfe als Hauptverbandsplatz diente, sind auch Sprengkommandos am Werk. Etwas abgelegen liegt der Soldatenfriedhof. Ein

²² russische Schlitten

großes Mahnmal ragt wuchtig zwischen den vielen, unzählbaren Holzkreuzen hervor. Es wird das einzige Gebiet sein, das von dem Werk der Zerstörung ausgeschlossen bleibt. Auf einigen Gräbern liegen frische Tannenkränze. Ein letzter Abschiedsgruß der Kameraden an die Gefallenen.

Volkmann betrachtet das aus dicken Birkenstämmen errichtete Ehrenmal.

Auf einer schwarzen Tafel stehen die Worte:

Männer werden danach bewertet,

was sie für ihr Vaterland gaben.

Diese gaben ihr Leben.

Darüber ragt in überdimensionaler Größe die Abbildung eines Eisernen Kreuzes mit der Jahreszahl 1939.

Der Unteroffizier Volkmann stößt sich mit den Skistöcken im Schnee ab. Wie werden in zwei Tagen diese Grabstätten aussehen? Keine liebevolle Hand wird den schlichten Holzkreuzen eine Pflege angedeihen lassen.

Der Loisel fährt in Volkmanns Spur. Hinter ihm arbeitet sich mühsam der kleine Pohnke über den Schnee voran. Er kann mit den langen Brettern nicht fertig werden. Alle Augenblicke gleiten die Skier übereinander. Dann hat er Mühe, die Bretter wieder in die Bahn zu bekommen.

Gegen Mittag macht das Vorkommando am Divisions-Verpflegungslager Rast. Die Männer schnallen sich die Skier ab.

»I hoab oan Bärenhunger«, sagt der Loisel zu Pohnke.
»Woll'n mer organisieren gehn?«

»Wo denn?« fragt Pohnke und bohrt sich mal wieder verlegen in der Nase.

»Du bist und bleibst an Kindskopp. I fühl mi wie oane Made im Speck. Wir sind ja direkt im Verpflegungsdepot. Bohrst di do in d'Nase. Komm, gehn mer!«

Unwillig trotzt Pohnke mit.

In der großen Scheune, in der das Versorgungslager

untergebracht ist, stapelt man Konserven, große Pakete und Kommißbrote auf Lastkraftwagen. Auch hier herrscht Aufbruchstimmung.

Der Loisel geht auf einen Landser, der mit einem Arm voll Konservendosen dahergeht, zu.

»Servus, Kamerad«, sagt der Loisel.

Der Angesprochene dreht sich halb herum und sagt über die Schulter:

»Kameraden, die Kameraden sagen, sind keine Kameraden. Die wollen nur was haben. Wenn du Verpflegung empfangen willst, geh dort zu dem Feldwebel! Der führt dich zum Zahlmeister, der die Ausgabe unter sich hat.«

»Gipskopp«, flüstert der Loisel vor sich hin.

Pohnke meint: »Wir kriegen hier doch nichts. Komm, laß uns abhauen«, und er dreht sich um zum Gehen. Aber der Loisel geht schon festen Schrittes auf den Feldwebel zu, der mit einem Zettel in der Hand auf einer Laderampe steht.

»Herr Feldwebel«, spricht ihn der Loisel an.

»Sie sehen doch, ich habe keine Zeit. Wir müssen heute noch das Lager räumen. «

»Wir müssen's Verpflegung für die Abteilung empfangen.«

»Welche Abteilung?«

»Dritte.«

»Ist ja heute morgen schon dagewesen.«

»Nicht für die ganze Abteilung«, der Loisel versucht so gut wie möglich, hochdeutsch zu sprechen, denn er kommt sich dabei respektabler vor. »Für das Vorkommando. Wir sind direkt der Division unterstellt.«

»Geh zum Oberzahlmeister Großmann.«

Pohnke möchte bei diesem Gespräch noch kleiner werden, wie er schon ist.

»Gehn mer«, sagt der Loisel.

»Zum Oberzahlmeister?« fragt nun Pohnke zweifelnd.

Der Loisel steht schon vor der Tür mit dem Schild:

Oberzahlmeister Großmann.

»Kanonier Melchert bittet, eintreten zu dürfen.«

»Ja.«

Der Loisel steht vor dem Gewaltigen des Verpflegungsamtes.

»Wachtmeister Heinrichs schickt mich zum Empfang der Marschverpflegung für Vorkommando dritte Abteilung.«

»Wer ist Wachtmeister Heinrichs?«

»Von der Stabsbatterie. Führer des Vorkommandos.«

»Kenne ich nicht.«

»Wir sind dem Armeekorps unterstellt.« Dem Armeekorps unterstellt sein; das mußte wirken.

»Wachtmeister Heinrichs sagt, wir sollten uns bei Herrn Oberzahlmeister melden. Herr Oberzahlmeister wüßte schon Bescheid.«

Donnerwetter, ist der Loisel frech, denkt Pohnke.

»Ja, richtig, nun weiß ich. Ihr seid ja diese Dingsda, diese...«

»Jawohl«, Herr Oberzahlmeister«, beeilt sich der Loisel zu sagen.

»Stärke fünfzig Mann. Für drei Tage. Wo habt ihr den Wagen?«

»Können wir so tragen, Herr Oberzahlmeister. «

»Na, na, das sind fünfsiebzig Brote.«

»Die kann der tragen«, Loisel zeigt auf den kleinen Pohnke, dem bei der Vorstellung von dem Gewicht von 75 Broten schwindelig wird, und der denkt, dabei kriege ich Sodbrennen in die Knie. Aber der Loisel weiß einen Ausweg.

»Das werden wir schon schaffen, Herr Oberzahlmeister. Wir liegen mit dem Haufen in einem Haus gleich auf der anderen Straßenseite. Da tragen wir nach und nach alles hinüber.«

»Mir soll's recht sein«, sagt der Oberzahlmeister und gibt dem Feldwebel auf der Laderampe Anordnung zur Ausgabe.

Der Loisel zieht mit dem Zeigefinger das Unterlid seines Auges lang und sagt zu Pohnke:

»Holzauge, sei wachsam!«

Sie breiten den Rock der Winterkombination aus und legen die empfangenen Konservendosen, Zigaretten, Hartwürste und Butter darauf.

»Das andere holen wir nachher. Dann wird Wachtmeister Heinrichs zum Quittieren mitkommen.«

»Beeilt euch aber.« Der Feldwebel zählt noch einmal die aufgestapelten 75 Brote nach. Ihm kommt die Sache komisch vor. Gleich wird er diesem Wachtmeister Heinrichs mal auf den Zahn fühlen. Aber es kommt kein Wachtmeister, und es kommen die beiden Landser nicht zurück. Also doch keine astreine Sache! Na ja, der Oberzahlmeister hat ja die Ausgabe befohlen, und der muß es schließlich wissen.

Als der Loisel und Pohnke zu ihrem Kameraden zurückkommen und die empfangene Verpflegung verteilen, fragt der Wachtmeister:

»Mensch, Melchert, wo haben Sie das her?«

»Empfangen hoaben mers vom Oaberzahlmeister Großmann.«

»Machen Sie keine Witze! Das Zeug haben Sie geklaut!«

»Haben wir gar nicht nötig«, sagt Pohnke und zieht sich seine Kombination zurecht. »Der Zahlmops hat uns für diese Dingsda, wie er sagte, gehalten und uns gleich Verpflegung für fünfzig Mann mitgegeben.«

»Und wenn diese fraglichen fünfzig Mann zum Empfang erscheinen, werden sie nichts erhalten«, wirft der Wachtmeister ein. »Bringt es wieder zurück!«

»Herr Wachtmeister«, meint der Loisel treuherzig, »dös könnens uns net antun. I hoab mit so ehrlichem Gewissen gelogen, da könnt der Oaberzahlmeister den guten Glauben an mir valieren. Na, Herr Wachtmeister, dös geht net.«

»Da brauchen wir uns keine Gewissensbisse auflegen«, mischt sich Volkmann ein. »Was wir nicht nehmen, holt in einigen Tagen der Iwan, oder sprengen die Pioniere in die

Luft.«

»Na, meinewegen«, gibt der Wachtmeister nach.

»Wir müssen noch was nachholen. Fünfundsiebzig Brote«, sagt der Loisel grinsend.

»Fünfundsiebzig Brote?« Der Wachtmeister sperrt Mund und Nase auf. »Wo wollen wir die lassen? Wir haben ja kein Fahrzeug bei uns.«

»Auf die Brote können wir ja verzichten«, wirft Pohnke dazwischen.

»Mir behagt die Sache nicht.« Der Wachtmeister der Stabsbatterie legt seine Stirn in Falten.

»Das beste wird sein, wenn wir Leine ziehen«, sagt Volkmann. »Was Melchert empfangen hat, teilen wir auf. Da können wir auf die Brote gern verzichten.«

Der Vorschlag wird angenommen, und das Vorkommando der drei Batterien macht sich auf die Socken, genauer gesagt auf die Skier. Noch vor Einbruch der Dunkelheit haben sie ihren Bestimmungsort erreicht. Der Abteilungsadjutant, der motorisiert vorausgefahren ist, weist die Kommandos der einzelnen Batterien ein. Morgen werden die Geschütze nachkommen. Die vorgesehene Feuerstellung der Neunten ist nicht weit ab der Rollbahn, die durch den schmalen Schlauch führt. Es wird der letzte Einsatz sein, zu dem die Batterie im Brückenkopf von Demjansk eingesetzt wird. Er hat noch eine wichtige Bedeutung: Die vom Russen gefährdete Zufahrtsstraße muß gesichert werden, um allen Einheiten den Abzug zu gewährleisten.

In den Nachtstunden reißt der Verkehr auf der vereisten Straße nicht ab. Die Nachschubkolonnen streben nach Westen. Kein rollendes Material darf dem Feind in die Hände fallen.

Unteroffizier Volkmann verbringt mit seinen drei Mann die Nacht in einem neuerrichteten Bunker. Der Raum ist hundekalt und gleicht einer Tropfsteinhöhle. Lange Eiszapfen hängen an der Balkendecke. Sie fangen an zu tropfen, als Pohnke mit viel

Mühe in dem kleinen Ofen ein Feuer entfacht hat. Sievert röstet sich auf der Ofenplatte eine Scheibe Brot. Der Loisel macht sich über eine der organisierten Konservendosen her. Unruhig flackern zwei Stearinkerzen. Volkmann hat eine Ausgabe des »Völkischen Beobachter« vom 7. Februar 1943 ausgebreitet vor sich liegen.

»Aus dem Führerhauptquartier, 3. Februar. Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt: Der Kampf um Stalingrad ist zu Ende. Ihrem Fahneneid bis zum letzten Atemzug getreu, ist die sechste Armee unter der vorbildlichen Führung des Generalfeldmarschalls Paulus der Übermacht des Feindes und der Ungunst der Verhältnisse erlegen. Das Opfer der Armee war nicht umsonst. Generale, Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften fochten Schulter an Schulter bis zur letzten Patrone. Sie starben, damit Deutschland lebe«, liest Volkmann.

»Stalingrad.« Das Wort, das Pohnke, verträumt in die Flammen des offenen Ofens blickend, ausspricht, fällt schwer, und der Loisel und Sievert blicken ihn mit großen, fragenden Augen an.

»Stalingrad«, wiederholt Sievert leise. »Eine ganze Armee auf dem Altar des Krieges geopfert! Das sind mehr als 300.000 Mann! Und wie viele werden davon herausgekommen sein? Sicher nur ein kleiner Bruchteil dieser Armee. Und die anderen? Verhungert – erfroren – gefallen – der Rest in Gefangenschaft! Wird diese Wunde jemals wieder heilen, vernarben?«

»Hier steht«, Volkmann zitiert den Bericht der Zeitung weiter: »Die Opfer der sechsten Armee waren nicht umsonst. Sie sind das Fanal zu neuem Kampf und dem Endsieg der deutschen Fahnen. Was uns nicht umwirft, macht uns nur noch stärker.«

»Führer befiehl, wir folgen dir!« höhnt Pohnke.

»Am Don sind von unseren Truppen neue, gut ausgebauta

Stellungen bezogen worden.«

»Der Rest wurde am Boden zerstört«, höhnt Pohnke weiter.

»Der Untergang der sechsten Armee ist ein Heldenepos ohnegleichen, der in dem Nibelungenlied eine Parallele findet.

Volkmann ist aufgestanden und hat sich ordentlich warm geredet. Der Loisel unterbricht ihn.

»Hoabens die net nur gkämpft, woil s' die Gfangenschaft gfürcht hoaben?«

»Mag sein«, fährt Volkmann fort, »mag sein, daß der Selbsterhaltungstrieb eine Rolle gespielt hat. Unzweifelhaft bleibt die Tatsache, daß die Kameraden in Stalingrad unter den ungünstigsten Bedingungen, unter kolossalen Entbehrungen, unter größten Strapazen Unvorstellbares geleistet haben. Mag der Sinn eines Krieges, der Kriege überhaupt angezweifelt werden, die opferbereite Hingabe jener Soldaten ist aber über alle Zweifel erhaben. Ich spreche von ihnen, von den Soldaten, nicht von denen, die sie dorthin geführt haben. Über jene, welche die Männer der sechsten Armee bis dort geführt haben, können wir nicht urteilen. Kannst du, kann ich die Hintergründe, die zum Untergang der Stalingradkämpfer geführt haben, erkennen? Nein!«

»Ja, ja«, sagt Pohnke und denkt, der redet aber reichlich geschwollen, was er, um seinen Unwillen nicht zu zeigen, aber für sich behält.

»Vielleicht werden wir alle einmal Stalingradkämpfer«, sagt Sievert und blickt versonnen in die geöffnete Ofenklappe.

»Das ist Schwarzseherei«, beschwichtigt Volkmann. Jetzt setzt er sich auf einen als Hocker dienenden Kartuschkasten und zündet sich eine Zigarette an. »Die Frage über das Muß können wir nicht beantworten«, fährt er fort. »Wir können die Gedanken und Pläne unserer Führung weder durchschauen noch ihre Gründe beurteilen. Bei Kriegsende werden wir erst sagen können, ob all das Sterben und Opfern einen Sinn gehabt hat. Der Erfolg erst wird alle militärischen Leistungen

rechtfertigen und diesen einen Sinn verleihen.«

Loisel, der bisher den Redenden schweigend zugehört hat und eine Konservendose herausholt, meint:

»Im nächsten Jahr werden wir hoalt wieder marschieren.«

Und wie immer bei Unterhaltungen über die Zukunft, verlegt man sich auch jetzt aufs Trösten. Man spricht von besseren Tagen, klammert sich an vage Hoffnung und glaubt auch im vierten Kriegsjahr an den glorreichen Sieg. Wohl horchte man beim Bekanntwerden der Katastrophe von Stalingrad auf. Aber der Gedanke, daß das Kriegsglück nicht auf der deutschen Seite stehen soll, wird von dem immer noch bestehenden Glauben an den Endsieg unterdrückt. Dafür sorgt die offene und die geflüsterte Propaganda von den deutschen »Wunderwaffen«. Diese sollen ja bald als Serienproduktion anlaufen und an die Front gelangen. Das meint auch der Loisel, als er sagt:

»Dann fegen mir den Iwan vor uns her!«

»Wenn die Bombenflugzeuge des Westens vorher nicht unsere Besen, die wir zum Fegen benötigen, kaputtgeschmissen haben!« meint Sievert. Der Bombenkrieg ist immer wieder Thema des Gespräches und läßt fühlen, daß es da doch eine Macht geben muß, gegen welche die deutsche Abwehr ohnmächtig ist.

Am nächsten Morgen stehen Sievert und Melchert an der Rollbahn zur Einweisung der Gefechtsbatterie. Im Dämmerlicht des anbrechenden Tages rollt Fahrzeug auf Fahrzeug in westlicher Richtung an den beiden vorbei. Neben den Kolonnen marschieren die ersten Infanterie-Einheiten; ihr Gepäck ist auf Akjas verladen. Die Stimmung bei der Truppe ist als gut zu bezeichnen. Die Soldaten verlassen frohen Herzens den heißumkämpften Boden des Kessels von Demjansk. Ihre vom Russen stets gefährdete Nachschubader und die Möglichkeit, stetig erneut abgeschnitten zu werden, wirkte wie eine Würgefaust, die jemand nur nach Belieben

zuzudrücken braucht. So kommt der Befehl zur Räumung des Brückenkopfes als Befreiung von einer ewig drohenden Gefahr.

Von fern sind dumpf die Einschläge eines russischen Salvengeschützes zu hören. Ein letztes Mal versuchen die Sowjets, den bisherigen Nachschub- und jetzigen Rückzugsweg des II. AK bei Ramuschewo abzuschneiden.

Geblendet von der aufgehenden Sonne, sieht der Loisel die Haubitzen der Neunten, in einer Kolonne Troßfahrzeuge eingekettet, heranmarschieren. Oberleutnant Walter geht vor dem B-Wagen. Seit dem Tod seiner Frau und seines Jungen hat er sich seelisch noch nicht wieder erholt. Er kommt sich selbst wie ein Traumwandler vor.

»Hier links abbiegen, Herr Oberleutnant!« ruft ihm Sievert zu.

»Links abbiegen!« gibt der Batteriechef an die Geschütze und Fahrzeuge weiter. Während die Kolonne der Troßfahrzeuge weiter westwärts rollt, fährt die neunte Batterie zur Deckung der Absetzbewegung zu ihrem letzten Einsatz im Brückenkopf Demjansk auf. Es ist der letzte von vielen Abwehrkämpfen, die Hingabe und viel Blut verlangen. Zurück bleiben die stummen, mahnenden Zeugen des Krieges: die Birkenkreuze auf den Gräbern der Gefallenen an den nun wieder einsamen Wegen.

Mit den letzten, sich absetzenden Grenadier-Bataillonen verläßt auch die Neunte im gestaffelten Einsatz der Batterien des Artillerie-Regiments Mitte März das heißumkämpfte Gebiet, um zehn Kilometer südlich der Frontstadt Staraja-Russa neue Stellungen zu beziehen. Der Zufall will es, daß die B-Stelle der Neunten sich genau an der Stelle befindet, wo die Männer vor fast einem Jahr zum Angriff auf die eingeschlossenen Truppen um Demjansk eingesetzt wurden. Sie liegen am Osthang des Poliszt, und vor ihnen zeigen sich die Wipfel der Bäume des hartumkämpften Waldes bei

Nagatkino.

Unteroffizier Volkmann blättert in den Seiten seines kleinen Taschenkalenders. Er hat versucht, die markantesten Daten in das Heftchen einzutragen. Seit einigen Wochen hat er kaum nennenswerte Eintragungen vorgenommen. Unter dem 3. Juli 1943 steht: Zur Entlausung in der Protzenstellung. Anschließend B-Stelle zurück. Heute am 16. Juli schreibt er: Täglich in Erwartung des russischen Angriffes.

Volkmann blickt von dem kleinen Tischchen, das gleich unterhalb des Bunkerfensters angebracht ist, auf und sieht durch die trüben Scheiben. Steil ab fällt von hier der Hang zum schmalen Poliszt, über den ein Steg zum jenseitigen Ufer führt. Hinter ihm steht der kleine Obergefreite Walter Pohnke, der gerade eine Funkverständigungsprobe mit der Feuerstellung beendet hat. Neben den beiden Funkern teilen der Fernsprechunteroffizier Gebhard mit zwei Fernsprechern und Wachtmeister Putzke den Bunker. Putzke ist meist nie unter den Anwesenden. Er zieht es vor, im Nachbarbunker zwischen Männern der 5. Jäger-Division seinen Wehrsold bei Glücksspielen wie »Meine Tante – deine Tante«, »Mauscheln« oder »Siebzehnundvier« einzusetzen und die Zeit totzuschlagen.

Am Hang des Poliszt reihen sich Bunker an Bunker und folgen dem leicht gebogenen Flußlauf. Von den Eingängen zu den nach Osten in ebener Erde verlaufenden Unterständen ziehen sich säuberliche Lattenroste. Das Artillerie-Regiment ist zur Unterstützung der 5. Jäger-Division eingesetzt, während die Grenadier-Regimenter als Korps-Reserve im Raum von Schimsk in Ruhe liegen.

Georg Volkmann blinzelt gegen das Licht der Abendsonne. Stinklangweilig ist das Leben: Morgens nach Belieben aufstehen, warten auf das Mittagsfahrzeug, alle drei Tage Postempfang, und abends eine Partie Doppelkopf, zu der ihn Oberleutnant Walter in seinen Bunker herübergeladen lässt:

Meistens sind dann auch der neue Abteilungsadjutant, der neunzehnjährige Leutnant Hardt, und der Oberarzt anwesend. Die Abende dauern dann stets bis in die tiefen Nacht hinein.

»Schorsch«, sagt der kleine Pohnke und unterdrückt ein Gähnen. »Schorsch, das nennt man Tempo, was?«

»Was nennt man Tempo?« fragt Volkmann, aus seinen Gedanken gerissen, zurück.

»Na, Mensch, in einem Jahr verheiratet, Familievater geworden und geschieden. Ist das nicht Tempo?«

»Eine rasante Geschwindigkeit, die man bei einem sturen preußischen Obergefreiten sonst nicht vorfindet«, sagt Volkmann lächelnd.

»Obergefreite sind das Rückgrat der deutschen Armee. Ihre Zahl ist geheimzuhalten.« Pohnke steckt mit einer theatralischen Bewegung den Daumen seiner rechten Hand zwischen zwei Knöpfe seiner Feldbluse und streckt die Brust hervor. Mit Pohnkes Scheidung hat es eine eigenartige Bewandtnis.

Im Januar war Pohnke nach fünfmonatiger Ehe Vater geworden. Ende März bekam er zur Regelung seiner Familienangelegenheit einen Sonderurlaub. Schon bald hatte Pohnke herausbekommen, daß er nicht der rechtmäßige Vater war. Damit war Pohnkes kurzes Familienglück zerbrochen. Ihm fiel es wie Schuppen von den Augen, und er fand eine Erklärung für die überaus plötzliche Bereitwilligkeit zur Heirat seiner Frau. Pohnke zog die Konsequenz aus seiner Lage und reichte noch im Urlaub die Scheidung ein, die überraschend schnell nach einigen Wochen ausgesprochen wurde, obwohl der Amtsschimmel sonst nicht so schnell zu reiten pflegt. Der »Mündungsschoner« Pohnke gab damit den Kameraden erneut Anlaß, ihn zu bespötteln. Aber er erträgt alles mit einer stoischen Ruhe und läßt die Hänseleien ohne Wirkung an sich abgleiten.

»Aber ein zweites Mal falle ich nicht wieder herein«, sagt

Pohnke zu Volkmann und setzt sich neben ihn an den Tisch.

Aus einer Ecke des Raumes kommt die Stimme des Unteroffiziers Gebhard:

»Laß dir aber nicht noch einmal ein Kuckucksei ins Nest legen.«

Gebhard ist seit seiner Beförderung der reinste Propagandist geworden. Über seinem Bett prangen Sprüche aus »Führerreden« an der Wand, die er meist selbst in Frakturschrift auf weiße Bogen gemalt hat. »Wer ein Volk führen will, muß heroisch denken«, oder »Deutschland wird leben, und deshalb wird Deutschland siegen!« steht da. Vor einigen Tagen hat Gebhard sich einen Spruch gemalt, der ihm besonders gut gefiel. »Ich will!« hießen die beiden Worte, die in knapper Sprache seine Gedanken zum Ausdruck bringen sollen. Volkmann hatte sich in Gebhards Abwesenheit den Scherz erlaubt, das »will« zu überkleben und an der gleichen Stelle das Wort »muß« geschrieben. Als Gebhard, von einer Leitungskontrolle zurückkommend, den abgeänderten Spruch »Ich muß!« las und Volkmann als den »Textschänder« herausbekam, wäre zwischen den beiden Unteroffizieren fast eine Rauferei entstanden, die der Wachtmeister Putzke am Ende noch schlichten konnte. Jedenfalls war Gebhard über diesen doppelsinnigen Spruch über seinem Bett erbost und Fernsprech- und Funktruppführer sprechen seitdem nur noch dienstlich miteinander.

Das sind so die kleinen Begebenheiten, die in der Ruhe einer Truppe hervortreten.

Daß sich der Russe vor den Stellungen der 5. Jäger-Division bald wieder regen wird, besagen die Meldungen des Nahaufklärungsflugzeuges, das täglich seine Kreise über den Stellungen zieht. Dem »Focke-Wulf-Doppelrumpf« bleiben die sowjetischen Panzerkonzentrationen nicht verborgen. Die Aufnahmen lassen deutlich Spuren der Panzerketten erkennen. Ausgemachte feindliche Panzerbereitstellung läßt der

Regimentskommandeur sofort mit dem zusammengefaßten Feuer seiner sämtlichen Batterien bekämpfen.

Von der B-Stelle am Poliszt-Hang kann man direkt in die Mündungen der zwölf Haubitzen der Abteilung blicken. Es ist stets ein schauriges Bild, wenn die B-Stellenleute das Aufblitzen der Abschüsse beobachten. Das anschließende Rauschen der mit fünfter Ladung abgefeuerten Granaten gibt den Männern dann ein beruhigendes Gefühl der Sicherheit und der eigenen Macht. Das ist aber auch militärisch gesehen alles, was sich an dieser Abwehrfront südlich des Ilmensees ereignet. Und die nebенächlichen Dinge, die sich bei den Soldaten in den Unterständen zutragen, sind nicht erwähnenswert.

Hin und wieder ballert mal ein allzu nervöser Maschinengewehrschütze einige Patronen aus dem Gurt, und sein Geknatter läßt die Nachbarposten aufhorchen. Mal bringt ein Stoßtrupp einen oder mehrere Gefangene ein, oder es kassiert ein russischer Spähtrupp einen unachtsamen deutschen Posten. Während der deutsche Wehrmachtsbericht hiervon nichts meldet, berichtet er, daß die Kämpfe in Nordafrika und Tunesien beendet sind. Er gibt zu, daß englisch-amerikanische Truppen auf Sizilien gelandet, und daß die russischen Armeen zu einer neuen Offensive im Orebogen angetreten sind.

Am Abend wird Volkmann in den Chefunker zu Oberleutnant Walter gerufen. Man hat sich wieder zu einer Partie Doppelkopf zusammengefunden. Leutnant Hardt und der Oberarzt sind schon anwesend.

Oberleutnant Walter, der im Innern nie den Verlust seiner Frau und seines Jungen verschmerzt, ist nach außen wieder der alte geworden.

Während Volkmann die Karten mischt und austeilt, sagt der Oberarzt:

»Der ganze Krieg ist wie ein Spiel mit den Karten. Einmal bleibt man Sieger, ein andermal geht man als Verlierer aus.«

»Es fragt sich nur«, sagt der Batteriechef, »wer am Ende als

Gewinner hervorgeht, Ein verlorenes Kartenspiel kann man verschmerzen; ein verlorener Krieg zieht ein ganzes Volk in den Untergang.«

»Wollen Sie damit sagen, daß für Deutschland die Möglichkeit besteht, den Krieg zu verlieren, Herr Walter?« Der Oberarzt ordnet seine Karten.

»Ich führe nur Ihren Vergleich mit dem Kartenspiel zu Ende, Doktor.« Walter wirft eine Karte auf den Tisch. »Ich habe ein Solo, bitte bedienen!«

»Haben Sie schon vom Aufruf Roosevelts und Churchills an das italienische Volk zur Einstellung des Krieges gehört?« fragt der Oberarzt.

»Nein«, meint Leutnant Hardt naiv.

»Aber der Italiener unter Mussolini wird nicht darauf eingehen.«

»Hören Sie auf mit dem Italiener! Auf der Insel Pantellaria vor Sizilien hat die italienische Besatzung beim Erscheinen englischer Kriegsschiffe, ohne einen Schuß abzugeben, die weißen Fahnen gehißt und sofort kapituliert.« Walter haut mit Nachdruck sofort eine Karte auf den Tisch. »Und die anderen machen auch nur so lange mit, wie sie hoffen, von uns etwas zu erben. Eines Tages stehen wir mit unserer Kunst allein da.«

Der Adjutant sieht den Batteriechef vorwurfsvoll an.

»Mein Gott, Walter, Sie reden, als ginge es dem Ende zu.«

»Bei mir, ja! Ich meine im Spiel. Ich habe genug. Hundert-fünfunddreißig Augen reichen. Volkmann, Sie sprechen ja gar nicht.«

»Was soll ich sagen, wenn sich hohe Herren von der großen Politik unterhalten, Herr Oberleutnant.«

Der Oberarzt schaut Volkmann an und stellt die Frage:

»Was sagt denn der Landser zu den augenblicklichen Mißerfolgen der Wehrmacht?«

»Haben Sie mich zum Kartenspiel oder zum Ausfragen über die Stimmung bei der Truppe herbestellt?«

»Mal nicht so bissig, Volkmännchen! Also sagen Sie mal, wie ist die Stimmung?«

»Der Landser ist stor geworden. Ihm ist alles egal, was um ihn geschieht. Im übrigen habe ich eine Hochzeit. Welcher der Herren spielt an?«

Für eine Zeit ist man wieder beim Spiel, doch kommen Politik und Kriegsführung immer wieder zur Sprache.

»Im Abschnitt der rechten Nachbardivision hat man ein Bataillon der Wlassow-Armee eingesetzt. Die Truppe soll sich ganz hervorragend bewährt haben.«

»Warum setzt man nicht mehr solche russischen Verbände ein?«

»Hitler traut dem Iwan nicht.«

»Ich sage Ihnen, Doktor, hier liegt der entscheidende Fehler der deutschen Ostpolitik. Unsere Leute hätten die Russen nicht wie ein Stück Vieh behandeln sollen. Man hat versäumt, die Bevölkerung der eroberten Ostgebiete für sich zu gewinnen. Einundvierzig ist die deutsche Wehrmacht teilweise mit offenen Armen aufgenommen worden. Heute sieht man uns viel lieber gehen. Man hätte ...«

»Hätte, müßte, könnte – der Deutsche fühlt sich als Führer der nordischen Rasse und möchte den Herrenmenschen spielen.«

»Das sind wir auch!« sagt der Adju, und die Backen seines jungen Gesichtes glühen.

»Ein Zusammenleben zwischen den Völkern ist auf die Dauer nur auf der Basis volliger Gleichberechtigung und gegenseitiger Achtung möglich.«

»Wie eine Kompanie Soldaten, so braucht auch ein Volk einen Führer und die Welt eine Macht, die sie beherrscht.«

»Sie sprechen, als kämen Sie gerade von einer Hitlerjugend-Führerschule, Herr Hardt.«

»Nein, aber von der Fahnenjunkerschule der Ordensburg Sonthofen.«

»Spielen die Herren Doppelkopf oder veranstalten Sie eine politische Debatte?« Volkmann mischt erneut die Karten.

»Meine Herren«, sagt Oberleutnant Walter. »Ich bin entschieden der Meinung, daß Politik den Charakter verdirtbt. Machen wir es wie die Landsknechte: Vertreiben wir die Zeit mit dem Würfelspiel, in unserem Fall sind es die Karten!«

Volkmann ist froh, als er zur mitternächtlichen Stunde aus dem Kreis der drei Offiziere entlassen wird. Ermüdet sinkt er auf sein Lager und schläft rasch ein.

Er mag nur wenige Stunden geschlafen haben, als er durch ein dumpfes Dröhnen, das durch die Erde geht und sich wie ein ferner, ungleicher Trommelwirbel anhört, aufgeweckt wird. Wachtmeister Putzke ist schon von seinem Wandbett aufgesprungen und horcht aufgeschreckt. Gebhard ist ans Bunkerfenster gelaufen und sieht hinaus. Auf der freien Fläche des jenseitigen Flußufers spritzen Rauch- und Erdfontänen auf. In einer Ecke hockt ein Fernsprecher, ein junger Kerl von achtzehn Jahren. Er schaut mit weit aufgerissenen Augen, den Einschlägen lauschend, an die Wand. Nur Pohnke liegt noch im tiefen Schlaf. Volkmann rüttelt ihn wach.

Der Fernsprechapparat schnarrt laut. Wachtmeister Putzke meldet sich.

»Jawohl, Herr Oberleutnant«, sagt er und legt den Handapparat auf. »Volkmann, Funkverbindung zur Feuerstellung aufnehmen. Beide Fernsprechleitungen sind zerstört.«

Wenige Meter neben dem Bunker der Nachrichtenleute im Bunker des Bataillons-Gefechtsstandes der Jäger-Division, steht ein Major, der Bataillonskommandeur, am Fernsprechapparat und nimmt die Meldungen seiner Jäger-Kompanien entgegen.

»Starker Ausfall durch Beschuß. Schweres feindliches Artilleriefeuer dauert an. Stellungen nur schwach besetzt, da Leute zum Schanzen gestern abgegeben. Feind greift noch

nicht an.«

Dem Major ist es klar, daß die Kompanien einem starken Druck auf die Dauer nicht gewachsen sind. Sofort fordert er Verstärkung an, worauf das in Ruhe liegende Grenadier-Regiment 411 alarmiert und in Marsch gesetzt wird.

Aber noch liegt die russische Feuerwalze auf den Infanteriestellungen. Der Ausfall bei den Jägerkompanien ist erschreckend hoch, denn die feindlichen Batterien haben sich tadellos eingeschossen. Die Bunker am Poliszt-Hang füllen sich mit Verwundeten.

Die Sanitäter der Verwundetensammelstelle haben alle Hände voll zu tun. Ständig wächst der Strom der Verwundeten. In jedem Bunker werden sie untergebracht, da das feindliche Feuer einen Weitertransport zum HVP nicht zuläßt.

Zwei Stunden dauert das Trommeln.

Und dann hört man das hundertfache, dumpfe Dröhnen der anfahrenden russischen Panzer. Oberleutnant Walter läßt Sperrfeuer schießen. Auch die Nachbarbatterien fallen ein und nehmen den Abwehrkampf auf. Sie legen einen dichten Schleier von berstenden Granaten vor die anrollenden Ungetüme.

Vergessen sind jetzt alle Meinungsverschiedenheiten. Es gibt nur noch einen Gedanken:

Abwehr des Angriffs.

Hauptmann Mathieu auf dem Abteilungsgefechtsstand läßt Meldung durch Funk an das Regiment geben: »Feind greift mit überlegenen Kräften und starker Panzerunterstützung nach Artillerievorbereitung an. Erste Verteidigungslinie überrollt. Feind steht vor Abteilungsgefechtsstand und B-Stelle neunte Batterie.«

Nach einiger Zeit erhält er die Antwort: »Stellung ist unbedingt zu halten!«

Schneller als irgendwelche Abwehrmaßnahmen zur Wirkung gelangen, stehen die ersten T 34 vor den Bunkern am Poliszt-

Hang. Das Jägerbataillon ist völlig aufgerieben. Eine fast zwei Kilometer breite Lücke klafft in der deutschen Abwehrfront.

Um die Mittagszeit richten sich Abteilungs- und Bataillons-Gefechtsstand, die Männer der B-Stelle und einige versprengte Jäger zur Nahverteidigung ein. Funk- und Geheimunterlagen werden verbrannt. Ein Zurückgehen ist mit dem sicheren Tod verbunden, da die Panzer auf jede Bewegung am jenseitigen Flußufer und der angrenzenden freien Fläche schießen.

Oberleutnant Walter, Volkmann und Pohnke liegen mit Karabinern in der Hand in einem, vom steilen Flußhang vorstoßendem, sappenförmigem Graben.

Volkmann sieht plötzlich einen großen Schatten auf sich zukommen. Er hört den Batteriechef noch »Deckung!« schreien und steckt den Kopf dicht an die Grabenwand. Wenige Zentimeter neben sich sieht er Pohnkes erschrecktes Gesicht mit weit aufgerissenem Mund. Zwei, drei Meter mag der Panzer von ihnen entfernt sein, als er aus seiner Kanone das Feuer eröffnet. Die drei liegen direkt unter den Abschüssen. Das gräßliche Blaffen droht die Trommelfelle zu zerreißen. Die Minuten scheinen wie eine Ewigkeit zu vergehen. Oder bleibt gar die Zeit stehen? Bei einem scheuen Blick nach rückwärts gewahrt Volkmann, daß der Panzer vor ihnen seine Granaten in eine zur Verstärkung anrückende Kompanie auf der freien Fläche fegt. Jeder Schuß bedeutet den Tod für viele Kameraden.

Da macht Pohnke etwas, was niemand dem kleinen Obergefreiten vorher zugetraut hätten! Mit einer Hafthohlladung in der Hand springt er aus der sicheren Deckung und ist mit drei, vier Sprüngen bei dem T 34. Er heftet die Ladung an den stählernen Koloß. Sekunden später wirft er sich wieder in den Graben und fällt direkt auf den Oberleutnant; gerade früh genug, um vor der folgenden Detonation in Deckung zu liegen. Als man Pohnke später die Frage stellt, was er sich bei dieser Tat, zu der ihm kein Befehl

erteilt wurde, gedacht habe, sagt er mit schlichten Worten: »Mir war alles egal! Kaputt wären wir so und so alle gegangen, und vorher knipste der T 34 einen Landser nach dem anderen ab.«

Nach der Detonation, die den Panzer hart unterhalb des Turmes getroffen hat, öffnen sich die Luken, und drei Mann der Besatzung versuchen, den Panzer zu verlassen. Einer sinkt, von einem Geschoß getroffen, zusammen. Die anderen zwei springen mit erhobenen Armen den Hang hinunter und lassen sich gefangennehmen.

Für einen Moment scheint es Luft gegeben zu haben. Eine wirkliche Klärung der Lage bringt aber erst das Erscheinen des anrückenden Grenadier-Regiments 411 in den frühen Abendstunden. Es besetzt mit seinen Grenadiereen den Poliszt-Hang und stabilisiert die Stellung. Und gerade zu diesem Zeitpunkt faßt Hauptmann Mathieu den Entschluß, den Abteilungsgefechtsstand und die B-Stelle der Neunten aufzugeben und sich mit Männern in der Feuerstellung der neunten Batterie zu sammeln. Nur der Wachtmeister verbleibt mit einem Funktrupp beim Grenadier-Gefechtsstand.

Gestaffelt soll es erst am schützenden Poliszt in nördliche Richtung und dann durch eine ostwärts verlaufende Senke zurückgehen, die, wie die Grenadiere berichten, unter ständigem schweren Artilleriebeschuß liege, und wo sie die ersten Ausfälle gehabt haben.

Als erste machen sich Unteroffizier Gebhard und die Fernsprecher zum Rückmarsch auf. Mit einer halben Stunde Abstand folgen Volkmann, Pohnke und zwei Mann des Abteilungsgefechtsstandes.

Als Volkmann und Pohnke die beiden Teile des Funkgerätes aufnehmen, meint ein Grenadier:

»Die Ratten verlassen das sinkende Schiff. Artillerie, die Krone aller Waffen, verläßt die Königin der Schlachten, die Infanterie.«

Volkmann kann diesen symbolischen und resigniert ausgesprochenen Worten nichts entgegenhalten.

Mit dem Karabiner sichernd, machen sich die vier Artilleristen auf den Weg. Jeden Augenblick kann ihnen ein versprengter Trupp Russen entgegentreten, denn der Iwan liegt nur wenige Meter vom Hang entfernt.

Die sich dem Horizont zuneigende Sonne blendet die Sicht, als Volkmann mit seinem Trupp kurz vor der angegebenen Senke steht. Schweres Feuer liegt auf der Bodenvertiefung.

Da sieht er sich einer Gruppe Gestalten gegenüber, die sofort in Deckung gehen und die Gewehre in Anschlag bringen. Aus, denkt Volkmann, die Rotarmisten blasen dir dein Lebenslicht aus. Den gleichen Gedanken muß auch Pohnke haben. Er läßt sich zu Boden gleiten und rutscht mit beiden Beinen bis an die Knie ins Wasser des Flusses, wobei er laut flucht.

Wie auf Kommando erheben sich die in Deckung liegenden Gestalten, und einer von ihnen meint schimpfend:

»Ihr Armleuchter! Wir dachten, ihr wäret Iwans!«

Volkmann atmet erleichtert auf. Wenn es praktisch möglich wäre, würde man den Stein fallen hören, der allen auf dem Herzen lag.

Jetzt heißt es, die Bodensenke ohne Verluste zu durchqueren. Volkmann läßt sich Zeit und wartet ab. Dabei stellt er fest, daß die Einschläge von sechs Granaten mit genau zweiminütiger Pause einschlagen. Günstig, denkt er; so müssen wir die dreihundert Meter lange Senke in zwei Minuten durchlaufen. Nach den nächsten Einschlägen beobachtete er noch einmal. Stimmt, die folgende Gruppe schlägt genau 118 Sekunden später ein. Noch einmal 2 Minuten, und schon beim Heranheulen gibt Volkmann den Befehl:

»Auf, marsch, marsch – folgen!«

Die vier rennen. Sie rennen einen Wettkampf mit dem Tod, der sie in zwei Minuten eingeholt haben kann. Schwer drückt die Last des Funkgeräts auf dem Rücken. Dort liegt einer, den es

erwischt hat. Rennen, nur rennen! Sonst, liegst du auch gleich da! Zwei Minuten ist eine kurze Zeit. Volkmann schmeißt sich erschöpft an einen flachen Abhang. Zwei Mann werfen sich, nach Atem ringend, neben ihn. Da heulen auch schon die nächsten Granaten heran und schlagen hinter ihnen berstend ein. Aber einer fehlt. Pohnke fehlt. Wo ist Pohnke? Erwischt kann es ihn nicht haben, denn während des Laufes waren keine Einschläge zu hören.

Volkmann setzt das Gerät ab, wartet auf die nächsten Einschläge, um dann noch mal die Strecke zurückzulaufen und nach Pohnke zu sehen. Ihm ist nicht wohl dabei, aber er kann den Kameraden nicht zurücklassen. Vorsichtig tastet er sich, nach Deckung umschauend, vor. Und da sieht er jemand ankommen, einen anderen quer über beide Schultern tragend. Es ist Pohnke, und den er trägt, das ist der schwerverwundete und bewußtlose Unteroffizier Gebhard.

Volkmann eilt hinzu. Gemeinsam tragen sie den langen Gebhard in Deckung.

»Hol noch einer den Funktornister. Er liegt hinter dem entästeten Baum fünfzig Meter von hier«, sagt Pohnke keuchend.

Zwischen zwei Einschlägen rast Volkmann dorthin und kommt mit dem Gerät zurück.

Den Unteroffizier Gebhard abwechselnd mit zwei Mann tragend, legen die vier die letzte, nicht unter Beschuß liegende Strecke zurück.

Bei Einbruch der Dunkelheit gelangen sie in die Feuerstellung. Der verwundete Gebhard wird mit einem Sanka weiter zum HVP geschafft.

Eine Stunde später erscheinen auch die übrigen Männer der B-Stelle und des Gefechtsstandes, mit ihnen der Kommandeur. Hauptmann Mathieu läßt sich über das Fernsprechkabel sofort mit dem Regimentskommandeur verbinden. Es entwickelt sich folgendes Gespräch:

»Hier von Bredow«, meldet sich der Regimentskommandeur.

»Hier Hauptmann Mathieu. Melde gehorsamst, Herr Oberst, befinde mich mit Gefechtsstand in Feuerstellung neunte.«

»Na und?«

»Herr Oberst?«

»Warum sind Sie – warum sind Sie nicht auf Ihrem alten Standort?«

»Herr Oberst, melde gehorsamst, Halten des Gefechtsstandes unmöglich, da Feind eingebrochen.«

»Hauptmann Mathieu!«

»Herr Oberst?«

»Ich möchte von Ihnen eine Erklärung, warum Sie – warum Sie ohne Befehl Ihren Gefechtsstand geräumt haben. Und zwar sofort!«

»Herr Oberst, weitere artilleristische Beobachtungen waren dort nicht mehr möglich.«

»Mathieu, wer hat Ihnen den Befehl zum Zurückgehen erteilt?«

»Herr Oberst, ich habe es für notwendig erachtet.«

»Herr Hauptmann Mathieu, ich könnte Sie wegen Ihres Verhaltens vor ein Kriegsgericht stellen lassen. Ich befehle Ihnen, Ihren Gefechtsstand sofort wieder am Poliszt-Hang auf dem alten Standort zu beziehen, und zwar mit sämtlichen Männern.«

»Jawohl, Herr Oberst.«

»In zwei Stunden erwarte ich Ihre Vollzugsmeldung. Sie haben dortzubleiben, bis Sie andere Befehle erhalten oder der Soldatentod Sie von Ihrer Pflicht entbindet! Haben Sie verstanden?«

»Jawohl, Herr Oberst.«

»Ende.«

Hauptmann Mathieu legt den Handapparat aus der Hand und wendet sich an den nebenstehenden Adjutanten.

»Hardt, morgen werden Sie einen anderen Abteilungskommandeur haben. Lassen Sie Befehl geben, sofort den Gefechtsstand am Poliszt-Hang wieder zu beziehen. Die Neunte geht auf ihre alte B-Stelle zurück.«

»Jawohl, Herr Hauptmann!« Leutnant Hardt sieht mit großen Augen in das aschfahle Gesicht seines Kommandeurs.

»Bis der Soldatentod mich von meiner Pflicht entbindet«, durchfährt es den Hauptmann. Gedankenverloren setzt er den Stahlhelm auf und zieht den Kinnriemen stramm. »Na, denn mal los!«

Zerschunden, müde, abgekämpft besetzen die Offiziere und Nachrichtenleute wieder ihre verlassenen, mit Infanteristen voll gepferchten Bunker.

Die Nacht ist ruhig. Die russische Artillerie schweigt. Auf deutscher Seite benutzt man die schützende Dunkelheit, die Verwundeten zurückzuschaffen. Die Krankenträger kommen in diesen Stunden nicht zur Ruhe. Bis dicht an den Fluß fahren die Sankas und nehmen die nicht mehr Gehfähigen auf. Am Hauptverbandsplatz operieren die Ärzte am laufenden Band, entfernen Splitter, führen Bluttransfusionen aus, amputieren, wo es nötig ist.

Unzählige Landser wandern über die Operationstische.

Während den Grenadiere eine Atempause vergönnt ist, feuern die deutschen Batterien die ganze Nacht hindurch. Oberst von Bredow lässt Feuerzusammenfassungen auf die Einbruchsstelle legen.

In den frühen Morgenstunden tritt Infanterie zum Gegenstoß an. Er wird eingeleitet mit einem gewaltigen Feuerschlag aus allen Rohren der Haubitzen des Artillerie-Regiments. Da der Gegenangriff ohne jede Panzerunterstützung vorgetragen werden muß, bleibt er, trotz starker Artillerieunterstützung, nach geringen Anfangserfolgen im russischen Abwehrfeuer liegen.

Aber auch der Russe scheint nicht genügend Reserven

bereitstehen zu haben, um sein erstes Eindringen in die deutsche Linie erweitern zu können. Am Abend des zweiten Kampftages gibt er sein Bemühen auf, die Front südlich Staraja-Russa aufzureißen. Bald wird ihm das Gebiet wie eine reife Frucht in den Schoß fallen.

Aber es gibt noch ein Ereignis zu berichten: Beim Gegenstoß der Infanterie ging der Kommandeur der Artillerie-Abteilung, Hauptmann Mathieu, den Karabiner in der Hand, mit vor, um – wie er sagte – die Wirkung seiner Batterien besser beurteilen zu können. Der Hauptmann fiel, aufrecht mit dem Gewehr schießend, von einer russischen MG-Garbe getroffen. Als dem Regimentskommandeur die Meldung vom Tod des Hauptmanns überbracht wird, spricht er mehr zu sich, so daß der Ordonnanzoffizier die Worte kaum verstehen kann:

»Vielleicht ist Mathieu besser dran als wir. Wir haben das alles noch vor uns.«

An Stelle des gefallenen Hauptmanns Mathieu übernimmt Major Schumm die Führung der Abteilung, ein aktiver württembergischer Offizier, der in allem eine korrekte Handlungsweise an den Tag legt, in seinen Entschlüssen aber zaghaft ist.

Nach zwei Tagen des erfolglosen russischen Anstürmens werden über hundert abgeschossene Panzer vor den deutschen Stellungen gezählt. Die Soldaten der Infanterie- und Jäger-Division haben dem zahlenmäßig überlegenen feindlichen Angriff getrotzt und gezeigt, daß der deutsche Soldat bei taktisch guter Führung dem russischen in allen Lagen überlegen ist. Wohl ist sein Nimbus der Unbesiegbarkeit in diesem vierten Kriegsjahr am Sinken, aber dem Landser in der HKL gebührt diesem Aushalten gegenüber starker feindlicher materieller und zahlenmäßiger Überlegenheit größte Anerkennung. Trotzdem wanken in den Herbsttagen die deutschen Fronten unter den pausenlosen feindlichen Offensiven an den beiden Heeresgruppen Mitte und Süd. Der

deutschen Heeresführung entgleitet endgültig die Initiative. Nachdem am 22. August Charkow, das in wechselvollen Kämpfen mehrmals den Besitzer gewechselt hat, endgültig verlorengeht und am 8. September Stalino geräumt wird, gelingt den Sowjets am Südabschnitt der 16. Armee der Durchbruch bei Wittebsk und Nevel. Da der Armee keine anderen Reserven zur Verfügung stehen, werden eiligst Truppen aus dem Raum südlich des Ilmensees herausgezogen und auf dem Schienenweg an die bedrohte Südflanke der Heeresgruppe Nord geworfen.

Es geschieht alles in überstürzter Hast.

Gestern noch lag die neunte Batterie in verhältnismäßig ruhiger Stellung. Am Abend wurde der Abmarsch befohlen, und heute sitzen die Kanoniere bei herrlichstem Herbstwetter auf den offenen Güterwagen neben den Haubitzen, Protzen oder Fahrzeugen. Es ging alles so schnell, daß die Landser keine Zeit zur Überlegung und Besinnung hatten. Das Rätselraten über das Wohin und Warum will kein Ende nehmen. Die ganz großen Optimisten wollen wissen, es ginge nach Deutschland zur Auffrischung und Neuaufstellung. Andere sagen, Italien, wo es tüchtig am Stinken ist, sei das Ziel der Reise. Der es wirklich weiß, der Batteriechef, sagt nichts. Das erübrigt sich auch, denn bald ist die allgemeine Fahrtrichtung bekannt. Bis Dünaburg geht es in süwestlicher Richtung. Doch ohne langen Aufenthalt rollt der Transport von dort nach Osten.

Während bei der Fahrt durch Lettland freundliche Dörfer mit weißgetünchten Häusern grüßen, zeigt sich bei Polozk wieder die Einöde Weißrußlands. Und noch ein für die Landser erschreckendes Bild tut sich beiderseits der Bahnlinie auf. Die Strecke ist gesäumt von Waggonwracks und zertrümmerten Lokomotiven. Hier ist eines der größten Partisanengebiete Rußlands. Auf deutscher Seite schätzt man die Truppen, die sich in den Wäldern hinter der Front verborgen halten, auf

20.000 bis 25.000 Mann. Es können auch noch mehr sein. Allein ihre Anwesenheit bindet zur Bewachung des Bahnkörpers starke deutsche Kräfte. Zeitweise ist zur Bekämpfung dieser Partisanenverbände eine ganze Division eingesetzt. Trotzdem ereignen sich fast in jeder Nacht Sabotageakte.

Hinter Polozk fährt der Transportzug mit der neunten Batterie im Schneckentempo. Erst in der vergangenen Nacht ist ein Zug mit Geschützen der schweren Abteilung auf eine gelegte Mine gefahren. Auf offener Strecke mußte die Batterie von den beschädigten Waggons ausgeladen werden. Ein Instandsetzungstrupp der Feldeisenbahnabteilung hat in aller Eile die schadhafte Stelle ausgebessert. Vorsichtig rollt der Transportzug, drei Wagen mit Ballast zur Minensicherung vor sich herschiebend.

An beiden Seiten des Bahndamms stehen die Kanoniere der schweren Batterie neben ihren ausgeladenen Haubitzen und grüßen die Kameraden, deren Fahrt zur Front geht.

Weiter längs der Strecke liegen zur Sicherung Soldatengruppen in Abständen von 50 Metern an beiden Seiten des Schienenstranges.

Kurz hinter dem Bahnhof Idrizta wird die Neunte ausgeladen. Nun besteht kein Zweifel: Der nächste Einsatz ist an der Front bei Nevel.

Bewegliche Verladerampen werden an die Waggons geschoben, alle Hände fassen zu. Oberleutnant Walter drängt zur Eile. Morgen früh muß die Batterie feuerbereit im eingewiesenen Abschnitt stehen. Am Rande eines Dorfes sammeln sich die Fahrzeuge. Pohnke, der seit einigen Wochen das EK ²³ trägt, stromert mit Loisel in der Gegend herum. Es muß doch etwas zu organisieren geben. Und wie immer, findet der Loisel – er hat eine Nase für solche Sachen – das Verpflegungslager einer Nachschubeinheit.

²³ Eisernes Kreuz 1. Klasse

»Hier gibt's g'wiß was z'erben«, sagt der Loisel zu Pohnke. Bald hat man raus, daß das Lager nur von einem Posten bewacht wird. Zudem ist der Wacheschiebende ein alter, grauhaariger Landser, der wohl seine fünfzig Lenze auf dem Buckel haben mag.

»Hörst', Pohnke«, flüstert der Loisel geheimnisvoll, »du unterhältst di mit dem Standschützen und i hol a Decken und an Helfershelfer. Derweil du den Deppen ablenkst, werd' i halt organisieren.«

»Ich weiß ja gar nicht, was ich sagen soll.«

»Red' vom Wetter, oder daß der Iwan balder hier sein wird. Mach schon!« Damit läßt der Loisel den Obergefreiten allein. Pohnke geht breitbeinig, die Hände in den Hosentaschen, auf den Posten zu.

»Schönes Wetter heute«, spricht er den respektvoll Dastehenden an. »Willst was zu Rauchen?« dabei hält er eine Schachtel Juno hin.

»Darf auf Posten keine Geschenke annehmen. Zu erben ist hier auch nichts.«

Hallo, denkt Pohnke, der ist aber frostig.

»Morgen kann der Iwan schon hier sein.«

»Das macht nichts! Wir haben bereits zur Sprengung vorbereitet«, lautet die Antwort.

Der an sich schon wortkarge Pohnke ist am Ende seines Sprachschatzes. Da sieht er zwei Gestalten hinter einem mit Zeltbahnen überdeckten Stapel Konservendosen verschwinden.

»Wie spät haben wir eigentlich?« versucht Pohnke noch einmal das Gespräch in Gang zu bringen.

»Höchste Zeit, daß du hier verschwindest!

Endlich fällt dem kleinen Pohnke etwas ein:

»Sag mal, an deiner Aussprache merke ich, du bist aus Mecklenburg. Ich habe in Schwerin aktiv gedient.«

»Nein, ist das wahr? Ich bin aus Schwerin.«

»Ja, ja, das sieht man dir an. Sag, habt ihr noch mehr

Schweriner in eurem Haufen?«

»Ja, noch einen, aber der ist aus Rostock.« Der Posten lacht über seinen eigenen Witz.

Pohnke lacht mit, obwohl es ihm nicht zum Lachen zumute ist.

»Du bist ein richtiger Schelm«. Pohnke lacht gekünstelt.
»Dir sitzt der Schalk im Nacken, hahaha! Du bist ein – du bist ein...«

Der Posten schaut plötzlich den kleinen Pohnke mißtrauisch und fragend an:

»Sag mal, Was willst du eigentlich?« Pohnke ist nun mal am Lachen, und während er das tut, denkt er, braucht er nicht zu sprechen. Es ist auch gut, daß er laut lacht, denn wenige Meter weiter klappern gerade ein paar Dosen.

»Nein, so was«, Pohnke wischt sich die tränennassen Augen. Um so ernster sieht ihn der Posten an:

»Bei dir piept's wohl?« Pohnke sieht den Loisel mit dem anderen, eine gefüllte Decke zwischen sich tragend, davonschleichen. So, dann wäre ja mein Auftrag erledigt, denkt er.

»Du, Landsmann«, sagt Pohnke und faßt den Posten an die Knöpfe seiner Feldbluse, damit er sich nur nicht umdreht, »habt ihr in eurer Kompanie jemand namens Schulz?«

»Nein! Einen Schulz haben wir nicht.«

»Das ist gut. Da können wir euch einen abgeben, wir haben nämlich zwei!«

»Jetzt ist aber allerhöchste Zeit, daß du verschwindest.«

Pohnke überzeugt sich, daß der Loisel außer Sichtweite ist. Gelassen steckt er die Hände höchst unsoldatisch bis fast zu den Ellenbogen in die Hosentasche und wendet sich ab. Beim Fortgehen kann er sich nicht verkneifen, dem Posten nachzurufen:

»Paß auf deine Verpflegungsbestände auf, du Heini, sonst stiehlt man dir noch was unter dem Hintern weg.«

Das war eine taktisch unkluge Redensart. Veranlassung genug, den an sich schon mißtrauischen Posten noch mißtrauischer zu machen. Er beschließt, sofort einen Rundgang durch das ihm anvertraute Lager zu machen. Es dauert nicht lange, bis er feststellt, daß bei den Konserven mehrere Dosen fehlen, zumal, da der Stehlende es versäumt hat, die beiseite gelegte Zeltbahn wieder in die alte Lage zu bringen. Meldung beim Stabszahlmeister zu machen, ist der nächste Schritt des pflichtbewußten Posten.

Inzwischen schirren die Fahrer der Batterie die Pferde und spannen sie vor die Fahrzeuge. Die Nachrichtenstaffel, Geschütze und Munitionskolonne stehen marschbereit. Die Troßfahrzeuge verlassen die Entladerampe. Die Kommandos des Hauptwachtmeisters, der die Entladung überwacht, erschallen laut über das Gelände und treiben die Kanoniere an. Der Küchenunteroffizier gibt, auf einem Rad der Feldküche stehend, warmes Essen aus.

Unteroffizier Volkmann, der für den Marsch seinen alten Vierbeiner Rauhgraf zugeteilt bekommen hat, steht, den Trensen- und Kandarenzügel des Gaules über den linken Arm gehängt, an die Vorderprotze des B-Wagens gelehnt.

Endlich steht die Batterie an der Straßenseite marschbereit. Die massige Figur des Hauptwachtmeisters geht auf den Batteriechef zu:

»Neunte Batterie marschbereit!« meldet er dem Oberleutnant, der dankend die Hand zur Feldmütze hebt. Gerade will er sich in den Sattel seines Rappens schwingen, als ein Stabszahlmeister mit schnellen Schritten auf ihn zueilt. Er fuchtelt aufgereggt mit den Armen und ruft schon von weitem:

»Halt! halt!« Atemlos steht er vor Oberleutnant Walter. »Herr Kamerad«, sagt der Stabszahlmeister, »Herr Kamerad, einer Ihrer Soldaten hat sich an meinen Konservenbeständen vergriffen. Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß Diebstahl an Heereigentum rücksichtslos bestraft wird und bitte Sie, den

Übeltäter zur Herausgabe der Konserven aufzufordern.«

Oberleutnant Walter hat seinen Fuß aus den Steigbügeln genommen. Hinter dem Stabszahlmeister stehen ein Unteroffizier und vier Soldaten der Nachschubeinheit, darunter der Posten. Sie machen ernste, entschlossene Gesichter und wollen damit sagen, daß mit ihnen nicht zu spaßen ist. Über das Gesicht des Batteriechefs gleitet ein Lächeln.

»Herr Stabszahlmeister«, sagt er, jedes Wort bewußt betonend, »meine Soldaten stehlen nicht! Dafür leg ich meine Hand ins Feuer.«

»Es besteht kein Zweifel«, sagt der Stabszahlmeister. »Einer Ihrer Leute hat sich an meinem Verpflegungslager vergriffen. Ich muß Sie bitten, Ihre Fahrzeuge einer Kontrolle zu unterziehen.«

»Herr Stabsoberzahlmeister, ich habe Order, in wenigen Stunden mit meinen Geschützen in Feuerstellung zu sein. Ich kann mich durch eine Durchsuchung meiner Fahrzeuge nicht aufhalten lassen.«

»Wenn Sie den Übeltäter decken, Herr Kamerad, werde ich Meldung erstatten und Sie verantwortlich machen.«

Der Batteriechef wendet sich an den Spieß.

»Hauptwachtmeister, fragen Sie die Soldaten, ob jemand im Verpflegungslager Konservendosen entwendet hat.«

Der Spieß tritt vor die Männer der Batterie:

»Herhören! Wer von euch Pfeifensäcken hat dort drüben im Verpflegungslager organisiert?«

Keine Antwort.

»Wenn ich den Kerl finde, fahre ich mit ihm Schlitten!«

Keine Antwort.

Da tritt der grauhaarige Posten vor und sagt auf den kleinen Pohnke deutend.

»Der da, der war's!«

»Mensch, Sie sind ja gar nicht gefragt«, herrscht ihn der Spieß an.

Der Stabszahlmeister zu Oberleutnant Walter:

»Dann bitte ich um die Genehmigung, Ihre Fahrzeuge einer Kontrolle zu unterziehen.«

Der Batteriechef sieht auf seine Uhr:

»In Gottes Namen. Aber sie darf nur zehn Minuten dauern.«

»In der Zeit werden wir die Sachen gefunden haben. Danke!«

Während die Nachschubsoldaten anfangen, die Fahrzeuge zu durchsuchen, sagt der Spieß zum Oberleutnant:

»Wenn die den Kerl und die gestohlenen Dosen finden, trete ich dem Saftheini in den Hintern! Nicht, weil er geklaut hat, sondern weil er sich hat erwischen lassen!«

Die fünf Soldaten und der Stabszahlmeister durchsuchen und betasten alles; die Muniprotzen, die Geschützprotzen, den B-Wagen. Endergebnis: sie finden nichts! Als sich der Unteroffizier der Nachschubeinheit an einer Haubitze zu scharfen macht, erhält er von den Kanonieren den Bescheid:

»Vorsichtig, die ist scharf geladen.« Worauf er sich respektvoll entfernt.

Der B-Wagen wird besonders sorgfältig betrachtet. Der grauhaarige Posten spricht immer wieder auf den Stabszahlmeister ein, wobei er einige Male auf Pohnke zeigt:

»Der war es! Der Kleine da war es.«

Schließlich wird es Pohnke zu bunt. Er geht entschlossen auf den Offizier zu:

»Herr Stabszahlmeister, die Beschuldigung lasse ich mir nicht gefallen! Ich habe mich eine kurze Zeit mit dem Posten unterhalten. Sonst nichts.«

»Pohnke halten Sie die Schnauze«, sagt der Spieß. Volkmann kann sich das Lachen nicht verbeißen. Nur der Loisel und Schmitz, der Stangenfahrer vom B-Wagen, sind am Schwitzen, versuchen aber ein möglichst harmloses Gesicht zu machen. Die Kanoniere an den Haubitzen verbeißen sich das Lachen.

Um es kurz zu sagen: Trotz genauerster Kontrolle aller Fahrzeuge finden die Suchenden nichts.

Der Stabszahlmeister sieht die Nutzlosigkeit seiner Aktion ein. Plötzlich scheint er einen anderen Gedanken zu haben. Er geht auf den alten, grauhaarigen Posten zu und herrscht ihn an:

»Sie haben sich, während Sie auf Wache standen, mit dem Kleinen unterhalten?«

»Jawohl, Herr Stabszahlmeister!«

»Ich werde Ihnen mal was sagen: Haben Sie als Posten auf das Lager aufzupassen oder sich mit fremden Soldaten zu unterhalten? Na, wir sprechen uns noch!«

Der Angeschriene wird krebsrot im Gesicht. Zum Oberleutnant Walter gewendet sagt der Stabszahlmeister:

»Entschuldigen Sie bitte, Herr Kamerad.« Dann geht er mit seinen Soldaten davon.

»Keine Ursache«, meint der Batteriechef und schwingt sich in den Sattel:

»Batterie aufsitzen! Fliegermarsch! B-Wagen marsch.«

Die Geschütze marschieren am Verpflegungslager vorbei. Die Rücklichter an den Mündungsklappen leuchten rot in der Nachmittagssonne. Pohnke, auf dem B-Wagen sitzend, kann es nicht verkneifen, dem Posten nachzurufen:

»Grüß mir Schwerin, wenn du wieder dort bist«, und kneift ein Auge zu. Ihm folgt ein wütender Blick.

Volkmann reitet mit seinem Fuchs dicht an den B-Wagen und fragt: »Nun sag du mir mal, wer denn der gerissene Organisator war?«

»Melchert, der Loisel«, lautet die selbstverständliche Antwort.

»Und wo sind die Dosen?«

»In den Geschützrohren.«

»Sehr gut! Ging den da rein?«

»Klar! Waren doch man bloß vierunddreißig kleine. Holzauge, sei wachsam!«

»Nicht schlecht gemacht!«

Nach fast einem Kilometer Marsch gelangt die Neunte in den Strudel des Aufmarsches hinein, der sich zum Gegenstoß an der Einbruchstelle der Sowjets bei Nevel formiert.

Es ist wie ein Bild aus den Tagen des Vormarsches. Lange Kolonnen schieben sich zur Front, als ziehe sie ein unsichtbarer Magnet an.

Die noch Wärme spendende Herbstsonne taucht alles in ein strahlendes Licht. Tigerpanzer schieben sich auf der linken Straßenseite vor. Die Besatzungen sitzen in ihren schwarzen Panzeruniformen auf den Stahlplatten, die Kopfhörer des Bordfunkgerätes auf den Ohren. Eine Batterie »Hummel«-10,5-Haubitzen auf Selbstfahrlafetten überholt ihre bespannten Schwestern. »Nebelwerfer« hinter schweren Zugmaschinen gliedern sich ein. Und dazwischen flitzt der Kübel des OB, den Stander neben der Motorhaube. Generalfeldmarschall Busch überzeugt sich persönlich vom Ablauf des Aufmarsches.

Vor einigen Tagen war hier noch das Hinterland der deutschen Front, in denen Stäbe und Ortskommandanturen einen friedlichen Tag verbrachten. Über Nacht ist es Frontgebiet geworden.

In den frühen Abendstunden geht die Neunte, in einer Talsenke bestens geschützt, in Feuerstellung. Nach dem Einrichten der Haubitzen haben die Kanoniere Ruhe.

Die Nachrichtenleute legen Kabel zur B-Stelle. Der Batteriechef macht sich mit dem Funktrupp, Volkmann und Pohnke, auf den Marsch. Es ist bereits stockdunkel, als sie die eingewiesene B-Stelle an dem hohen Bahndamm der Eisenbahnlinie Nevel-Welikije Luki erreichen. Major Schumm ist mit dem Adjutanten schon dort.

Grenadiere werfen am Hang des Bahndamms Deckungslöcher aus. Die nächtliche Landschaft wird von einem brennenden Gehöft im Niemandsland beleuchtet.

Das Gelände, vom hohen Bahndamm durchschnitten, eignet

sich vorzüglich zur Entfaltung des deutschen Angriffs. Nur der nasse Boden macht den schweren Tigern zu schaffen. Beim Ausschwärmen im Wiesengelände drücken sich die breiten Raupen dieser Kolosse tief in die Erde ein, so daß die Wanne über den Boden gleitet und eine breite Spur hinterläßt. Die Besatzungen sind auf ihren Gefechtsposten. Drohend ragen die langen 8,8-Kanonen weit über den Panzerbug hinaus.

Für 6.15 Uhr ist der Angriff angesetzt.

Um 6 Uhr beginnt das Feuer der deutschen schweren Waffen.

Die B-Stelle der Neunten konnte für ihre Beobachtung keinen besseren Platz finden als den am Kamm des Bahndamms. Das Scherenfernrohr lugt knapp über die Böschung. Die Sicht ist in jeder Weise günstig.

Oberleutnant Walter heftet sein Auge an die Okulare. Zwischen den vielen Einschlägen auf der Feindseite kann er die seiner Haubitzen nicht ausmachen. Neben dem Batteriechef kniet Volkmann. Pohnke liegt einige Meter unterhalb in einem mit dünnen Brettern bedachten schmalen Loch.

»Tja, Volkmann«, sagt der Oberleutnant, »nun wird es für einige Zeit mit unseren Doppelkopfpartien vorbei sein.«

Volkmann ist erstaunt, daß der Batteriechef in dieser Stunde daran denkt.

Den Unteroffizier bewegen andere Gedanken.

»Es ist wieder die Zeit, wo Kameraden sterben müssen oder nach dem Sanitäter schreien.«

Volkmann bekommt keine Antwort von dem Oberleutnant auf seine Worte; denn in diesem Augenblick brechen die »Tiger« aus den schützenden Deckungen hinter dem Bahndamm hervor und entfalten sich unter dem Dröhnen ihrer Motoren zum Angriff. Ihnen folgen die Grenadierkompanien, sich in Gruppen sprungweise vorarbeitend. Befehlsgemäß wird das deutsche Artilleriefeuer vorverlegt. Nach der Wucht des kurzen Feuerschlages brechen die »Tiger« und Grenadiere in

die russischen Stellungen ein. Der Erfolg scheint hier auf deutscher Seite zu liegen. Aber plötzlich wird den Panzern und Infanteristen von »Oben« halt geboten.

Zur gleichen Zeit, als der deutsche Angriff vorgetragen wird, sind auch russische Verbände im Raum des Nachbarregiments zum Stoß angetreten und in die HKL eingedrungen. T 34 stehen vor den Feuerstellungen der ersten Abteilung. Damit droht die Verbindung zu den Nachbarn abzureißen und die ungeschützte Flanke feindlichen Einbrüchen ausgesetzt zu sein. Eine verteufelte Lage für die Führung.

Generalmajor Chill, der Divisionskommandeur, eilt zu der bedrohten Stelle und leitet persönlich die Gegenmaßnahmen. Schnell herangeführte Pak stellt sich den eingebrochenen T 34 entgegen. Es gelingt, einige von ihnen abzuschießen. Der russischen Infanterie stellen sich die Kanoniere der ersten, zweiten und dritten Batterie entgegen. In erbitterten Nahkämpfen können die Feuerstellungen gehalten werden. Das Gelingen des deutschen Angriffsplanes hängt an dem sprichwörtlichen seidenen Faden. An der Spitze der eingesetzten Divisionsreserve fällt der Divisionskommandeur. Mit ihm verliert die Division einen seiner besten Führer. Der Tod Generalmajors Chill wird von allen Soldaten und Offizieren ehrlich betrauert.

Es bleibt ohne Zweifel: Die sowjetische Führung hat den deutschen Angriff hervorragend pariert und kann nun ihr Augenmerk auf die deutsche Einbruchsstelle richten. Es ist 9.30 Uhr, als Oberleutnant Walter von seinem Beobachtungsstand 1,5 Kilometer vor sich eine Ansammlung von etwa 25 russischen Panzern erkennt.

»Volkmann«, ruft er erregt. »Geben Sie sofort an die Abteilung die Zusammenziehung von etwa zwei Dutzend T 34 durch.«

Die Meldung geht von der Abteilung zum Regiment. Auch die Grenadierkompanien haben die neue Gefahr erkannt.

Nach genauer Zielansprache lässt der Regimentskommandeur alle Rohre der zwei leichten und der schweren Abteilung auf die Panzeransammlung richten. Für genau 10 Uhr befiehlt er die Auslösung des Feuerschlagens, um eine plötzliche konzentrierte Wirkung zu erzielen.

Pohnke, der schon über eine Stunde hinter dem Funkgerät gelegen hat, zündet sich nervös eine Zigarette an.

»Ich lös' dich gleich ab«, sagt Volkmann, aufrecht im Deckungsloch stehend. Volkmann blickt auf seine Uhr. Es ist eine Minute vor zehn Uhr.

Da zerreißt ein mehrfaches ohrenbetäubendes Krachen die augenblickliche Stille. Drei Einschläge russischer Granatwerfer zerplatzen an der Böschung des Bahndammes. Instinkтив schmeißt sich Volkmann in das Loch, fällt auf den liegenden Kameraden. Ein sehr harter Schlag, wie von einer unsichtbaren Faust, trifft Volkmann in den Rücken. Für einen Moment verliert er die Besinnung. Als er die Augen wieder aufschlägt, sieht er Pohnke über sich knien.

»Schorsch«, schreit der Kamerad, der immer noch die Kopfhörer über den Ohren hat.

»Schorsch, was ist mit dir?«

»Mich hat's erwischt!« antwortet Volkmann. Dann spuckt er Blut aus. Die hellen, roten Tropfen spritzen auf ein Blatt des Funkspruchblockes. Jetzt reißt Pohnke dem Kameraden die Feldbluse vom Körper. Hemd und Schlupfjacke haben rote Flecken. Auf Volkmanns entblößtem Rücken sieht Pohnke die breitklaffende Wunde. Dann schreit er:

»Sanitäter – Sanitäter!«

Zur gleichen Zeit rauschen die Granaten des ausgelösten Feuerschlagens der eigenen Ari²⁴ über ihnen hinweg.

Pohnke kramt ein Verbandspäckchen aus der Tasche und verbindet die Wunde so gut er kann.

»Was ist mit Volkmann?« Oberleutnant Walter kniet auf

²⁴ salopp für Artillerie

dem Erdaufwurf des Loches. Es bedarf keiner Antwort. Der Batteriechef springt über die Bahngleise. Dort ist ein Sturmgeschütz, das zum Aufmunitionieren zurückfahren will. Walter winkt dem Kommandanten des Sturmgeschützes.

»Wir haben drei Verwundete«, schreit er in den Motorenlärm. »Nehmt sie mit.«

»Aber schnell!« schreit der Oberwachtmeister zurück.

Volkmann, ein Beinverletzter und einer, dem die halbe Schulter weggerissen ist, werden auf das flache Heck des Sturmgeschützes gelegt. Der Beinverletzte, ein Fernsprecher der Neunten, lacht sogar. Er hat »nur« eine harmlose Fleischwunde an der Wade. Aber den dritten, dessen Arm leblos herabbaumelt, hat es böse erwischt. Bewußtlos schaukelt er beim Fahren des Kettenfahrzeuges hin und her. Volkmann und der Fernsprecher versuchen, den Schwerverwundeten zu halten. Der Kopf mit dem aschgrauen Gesicht und den geschlossenen Augen hängt zur Seite. Ein Mann der Sturmgeschützbesatzung löst Volkmann, da er im rechten Arm keine Kraft mehr hat, beim Festhalten des Bewußtlosen ab.

Nach zwanzig Minuten Fahrt hält das Geschütz an einem Verwundetensammelplatz.

Sanitäter springen hinzu und helfen Volkmann und dem Beinverletzten von dem Gefährt und tragen sie in eine Scheune.

Als man den letzten herunterheben will, sagt einer der Sanitäter: »Der hat keine Schmerzen mehr.« Es ist ein Toter, den man befördert hat und den man nun behutsam an die Giebelwand der Scheune legt.

Es muß um die Mittagszeit sein. Volkmann liegt, Stroh und eine Decke unter sich, auf dem Bauch. Ein Assistenzarzt hat ihm vor fünf Minuten ein großes weißes Pflaster auf den Rücken gepappt und ihm eine Tetanusspritze verabreicht. Links und rechts vor ihm liegen verbundene Landser. In

ununterbrochener Folge werden die Verwundeten in die haltenden Sankas getragen, die sie zum HVP²⁵ transportieren. Zuerst kommen die schweren Fälle. Ein Sanitäter teilt Verpflegung und Rauchwaren aus. Neben Volkmann liegt der beinverwundete Fernsprecher. Der scheint mit seinem Schicksal zufrieden zu sein und sich über den Heimatschuß zu freuen. Volkmann kennt nicht einmal seinen Namen. Der Fernsprecher war bisher als Fahrer in der Munitionsstaffel und erst heute zum Einsatz auf die B-Stelle gekommen. Er ist heilfroh, auf so eine glimpflische Art aus dem Schlamassel wieder herausgekommen zu sein.

In den Nachtstunden herrscht im HVP Hochbetrieb. Die Ärzte kommen nicht zur Ruhe. Eine kurze Zigarettenpause zwischen den Operationen, dann wird der nächste Fall behandelt. Am laufenden Band wandern die Verwundeten über den OP-Tisch. In den frühen Morgenstunden ist Volkmann an der Reihe. Behutsam entfernt eine geübte Hand seinen Granatsplitter aus dem Schulterblatt. Der operierende Arzt meint, Volkmann habe Glück gehabt, daß die Lunge nicht ernstlich getroffen und von dem harten Schlag nur einige Blutgefäße verletzt seien.

Der Strom der eintreffenden Verwundeten will nicht abreissen. Überfüllt sind die drei Häuser, in denen der HVP eingerichtet ist. Nach der ersten Hilfeleistung werden die Transportfähigen weitergeleitet. In Leerzügen, die Waggons mit Stroh oder Heu ausgefüllt, geht es auf dem Schienenstrang ins Frontlazarett des naheliegenden Idrizza. Erst hier gibt es Ruhe, weißüberzogene Betten, liebevolle Pflege. Der Gebäudekomplex mag einmal als russische Kaserne gedient haben. In den massiven Steinblocks finden sich die Verwundeten aller Truppenteile ein. Es sind die aus der Schlacht bei Nevel Entlassenen.

In einem geräumigen Saal mit mehr als hundert Betten ist

²⁵ Hauptverbandsplatz

Volkmann untergebracht. Seine böse Rückenverletzung zwingt ihn, auf der Seite zu liegen. Meist sieht er durch große Fenster dem An- und Abfahren der Sankas zu. Am zweiten Morgen seines Lazarettaufenthaltes beobachtet Volkmann, wie aus einem Sanka eine zierliche Gestalt in einem viel zu großen feldgrauen Uniformmantel aussteigt. Lange blonde Haare fallen auf schmale Schultern. Volkmann kann das zarte vergrämte Gesicht erkennen. Es ist eine Frau. Als sie wankend auf das Lazarettgebäude zugeht, wird sie von zwei Soldaten gestützt.

Daß eine Frau in das Lazarett eingeliefert worden ist, verbreitet sich sehr schnell unter den Landsern. Und bald erfährt man die Umstände.

Vor einer Woche, es ist der 6. Oktober. Im Soldatenheim von Nevel teilen Rote-Kreuz-Schwestern warme Suppen für die Soldaten aus, die als Urlauber in die Heimat fahren oder eine letzte Ruhepause für den Marsch zu ihrer Einheit an der Front einlegen. Man scherzt und lacht und vergißt den Krieg und den Dreck an der Front. Aus einem der Lautsprecher ertönt Tanz- und Filmmusik. Im großen Tagesraum sitzen an den langen, blankgescheuerten Tischen die Urlauber und löffeln Suppe, Morgen werden sie wieder bei ihrem Haufen in den Stellungen sein oder die Glücklicheren, die in die Heimat fahren, im Fronturlauberzug mit Richtung auf Wirballen, sitzen.

Die Rote-Kreuz-Schwester mit der weißen Haube beobachtet durch den Ausgabeschalter das bunte Treiben. Sie sieht die lachenden Gesichter der Soldaten und hört manchen derben Witz, der eigentlich nur für Landserohren bestimmt ist. Seit den frühen Morgenstunden ist wieder dieses dumpfe Rumoren aus dem Osten zu vernehmen. Es hört sich an wie ein weit entferntes Gewitter. Auf ihre besorgte Frage, ob dem Russen ein Durchbruch an der Front gelingen könne, hatte ein Feldwebel lachend geantwortet:

»Keine Angst! Hier stehen beste deutsche Divisionen in der HKL. Da beißt sich der Russe die Zähne aus. Außerdem sind es bis dort noch gute vierzig Kilometer.«

Das hatte die Schwester erst einmal beruhigt, konnte aber den Keim für das immer wieder aufkommende Angstgefühl nicht ganz ersticken. Schwester Hilde ist seit einem Monat im Soldatenheim von Nevel. Sie hatte sich freiwillig zum Kriegseinsatz gemeldet, aber eigentlich mit ihrer Verwendung in irgendeinem Lazarett gerechnet. Nun ja, es blieb sich schließlich gleich, wie und wo sie ihren Dienst versieht. Und wenn man es richtig nimmt, macht der Dienst hier Spaß. Mit den übrigen vier Schwestern schläft sie in einem netten kleinen Raum unter dem Dach. Dort bewohnen noch einige Nachrichtenhelferinnen, die bei der Armeekorpsvermittlung ihren Dienst versehen, einige Zimmer.

Hilde Noll nimmt mit ihren 22 Jahren das Leben überhaupt von der heiteren Seite. Was würde auch Trübsalblasen in dieser ohnehin schweren Zeit nützen? Die vielen Komplimente, die sie von Soldaten erhält, quittiert sie meist mit einem Lächeln. An ihren hellblonden Haaren, die in langen Locken an beiden Seiten der Schwesternhaube herunterfallen, haben die Soldaten Gefallen. Aber sie ist nicht eine von jenen Frauen, die sich mit jedem Soldaten einlassen. Abgesehen von dem allabendlichen Besuch, den Hilde von dem Kraftfahrer erhält, hat sie keinerlei Männerbekanntschaften.

Dieser Soldat, der bei einer Nachrichtenabteilung den 20-Watt-Funkwagen fährt, ist ein Nachbar aus ihrer Heimatstadt. Die Gespräche, die die beiden führen, drehen sich meist um alte Erinnerungen aus einer fröhlichen, unbesorgten Jugendzeit und darum, daß man beabsichtigt, sich später zu Hause wiederzusehen. Hilde denkt gar nicht an einen Mann. Dazu ist sie zu vernünftig. Doch der Kraftfahrer der Nachrichtenabteilung, Konrad Beyer, trägt eine stille Zuneigung zu Schwester Hilde im Herzen. Bis jetzt hat er sich

aber noch nicht ausgesprochen. Als die zwei sich an diesem Abend sehen, bringen Landser das Gerücht mit, der Russe sei an zwei Stellen der Front südlich und nördlich der Stadt Nevel in die deutsche Hauptkampflinie eingebrochen. Derartige Gerüchte entstanden schon des öfteren, und man ist geneigt, ihnen keine große Bedeutung zu schenken. So drehen sich die Gespräche bald um andere Dinge. Man ist sorglos und verabschiedet sich früh, um schlafen zu gehen.

Als die Rote-Kreuz-Schwester Hilde am Morgen des 7. Oktober erwacht, dringt Sonnenschein durch das niedrige Fenster in die Stube. Ein herrlicher Spätsommertag ist angebrochen, der nur von dem an- und abschwellenden Rumoren ferner Geschütze gestört wird.

Sie räkelt sich in ihrem Feldbett. Die Kameradinnen sind schon aufgestanden. Hilde schaut auf ihre Armbanduhr. Schon acht Uhr, denkt sie, habe lange geschlafen, nun aber hurtig angezogen. Warum sie heute nur so zerstreut ist? Den rechten Strumpf hat sie links gewendet übergestreift. Beim Kämmen gleitet ihr der kleine Handspiegel aus der Hand und zerklirrt am Boden. Verspricht ein böser Tag zu werden! Warum nur? Es ist doch ein Tag wie jeder andere, dieser 7. Oktober. Mit düsteren Vorahnungen geht Hilde Noll, nachdem sie ihre Schwesterntracht angezogen hat, in den kleinen Tagesraum im zweiten Stockwerk des Heimes. Er dient den Offizieren der Ortskommandantur und einigen Offizieren anderer Einheiten als Kasino. Mehrmals horcht Hilde nach dem dumpf rollenden Gewitter der Front. Ist das Donnern nicht näher gekommen? Sollte der Russe doch...? Dummes Zeug! Die Nerven sind überreizt und täuschen die Sinne. Beim Herrichten des Saales werden die trüben Gedanken zerstreut. Und, wie täglich um die Mittagszeit, erscheinen die Offiziere zur Einnahme ihres Mittagessens. Eine Ordonnanz trägt das Essen auf. Der Ortskommandant, ein alter Major, unterhält sich mit den Offizieren.

Man spricht von der allgemeinen militärischen Lage, erwähnt, daß die Amerikaner nun auch bei Neapel gelandet sind und Fuß gefaßt haben. Ein Oberleutnant sagt: »Der Iwan macht bei uns auch mal wieder Rabatz.«

»Halb so schlimm«, antwortet ihm der Ortskommandant, »man hat ihn schon wieder zum Stehen gebracht.«

Im übrigen ist man noch ahnungslos. Man rechnet nicht mit dem Erscheinen des Russen. In den Tischgesprächen geht man zur Tagesordnung über.

Zur gleichen Zeit wird in dem kleinen Bahnhofsgebäude die Ankunft des Fronturlauberzuges für 14 Uhr gemeldet.

Zur gleichen Zeit nimmt die 20-Watt-Funkstelle auf, daß russische Panzer mit aufgesessener Infanterie in die HKL eingebrochen sind.

Zur gleichen Zeit sammeln sich Landser zum Empfang der Marschverpflegung im großen Saal des Soldatenheimes und marschiert eine RAD-Abteilung²⁶ durch die Straßen Nevels zum Ausbau der Rundumverteidigung.

Und zur gleichen Zeit fahren etwa zehn russische Panzer, aus südöstlicher Richtung kommend, in die Stadt ein! Es sind Panzer vom Typ T 34, und der rote fünfzackige Stern sticht von der olivgrünen Tarnfarbe ab. Aus den Turmluken schauen die Kommandanten mit ihren gepolsterten Panzerhauben. Auf Lastkraftwagen folgen den T 34 aufgesessene Infanteristen, bewaffnet mit Maschinengewehren. Kein Schuß fällt, als die Ketten über das harte Straßenpflaster rasseln. Sie rasen am Soldatenheim vorbei und streben dem Bahnhofsgebäude zu.

Was dann geschieht, geht alles so selbstverständlich vor sich, als rolle ein Filmstreifen ab. Rotarmisten halten den wartenden Urlaubern die Maschinengewehre vor, und nehmen sie ohne Widerstand gefangen. Der einfahrende Zug mit den zurückkehrenden Fronturlaubern wird von den Rotarmisten

²⁶ Reichsarbeitsdienst

zum Halten aufgefordert. Ohne einen Schuß abzugeben, treten die verdutzten Urlauber gleich aus dem Eisenbahnwagen den Weg in die Gefangenschaft an.

Neue Lastkraftwagen mit Rotarmisten dringen in die Stadt ein. Durch einen Handstreich ist Nevel in russischem Besitz. In wenigen Stunden ist alles erledigt, einige deutsche Widerstandsnester sind zum Schweigen gebracht.

Beim Erscheinen der russischen Soldaten sind die vier Rote-Kreuz-Schwestern des Soldatenheimes zu ihrer Stube unter das Dachgeschoß hinaufgelaufen und haben die Tür verschlossen. Ängstlich sitzen sie auf ihren Betten. Hilde Noll blickt gespannt zur Tür, hinter der Schritte zu vernehmen sind. Heftige Schläge klatschen auf das Holz, russische Laute dringen zu den vier Frauen herein. Niemand wagt zu sprechen. Von einem Kolbenhieb splittert das Holz der Tür.

»Ruki werch – Chände choch!« Vier, fünf Gestalten dringen in das kleine Zimmer ein. »Posmotrim!« sagt einer und lacht über das ganze Gesicht. »Du alle komm mit!« sagt ein anderer.

Hilde Nolls Herz schlägt wie wahnsinnig. Willenlos gehen die vier Frauen mit gesenkten Köpfen. Sie werden von den Soldaten in einen Raum des Kellers geführt. Einer greift Hilde in ihr blondes Haar, will sie an sich ziehen. Sie reißt sich los und vergräbt ihr Gesicht in beide Hände. Es ist gut, daß die vier Frauen nicht verstehen, was die Russen unter Gelächter miteinander sprechen. Hart schlägt die Tür zu, ein Riegel wird von außen vorgeschoben. Keine der verängstigten Frauen wagt ein Wort zu sprechen. Daß ihnen ein furchtbares Schicksal bevorsteht, darüber hegen sie keine Zweifel. Als das fahle Licht, das durch ein niederes Fenster hereinfällt, zu verblassen beginnt, reißt jemand die Tür auf. Zwei Nachrichtenhelferinnen werden in den Raum gestoßen. Mit rotgeweinten Augen lassen sie sich in einer Ecke nieder.

Kurz nach Eintreten der Dunkelheit erscheint ein Trupp Rotarmisten mit einem Atem, der den Genuss von reichlichem

Alkohol vermuten läßt. Abwehrend strecken die Frauen die Arme vor sich, als könnten sie so das ihnen bedachte Schicksal abwenden. Grölend mischt sich der Trupp unter die vier Rote-Kreuz-Schwestern und die beiden Nachrichtenhelferinnen.

Von hier ab hüllt sich die Rote-Kreuz-Schwester Hilde Noll in Schweigen, als sie eine Woche später im Feldlazarett Idritza vor dem Oberfeldarzt die Schrecknisse dieser Nacht schildert. Die Erinnerungen an das Geschehene lassen ihr alle Worte erstickten. Der Oberfeldarzt stellt keine weiteren Fragen.

Den Bericht von der abenteuerlichen Flucht führt der neben Hilde stehende Kraftfahrer der Nachrichtenabteilung Beyer zu Ende. Es ist jener Bekannte Hildes aus der Heimat.

Die Russen hatten ihn in dem entstandenen Durcheinander nicht erwischt. Eine bange Ahnung trieb ihn in der Dunkelheit zum Soldatenheim. Dort hatten sich Rotarmisten über die Weinbestände hergemacht und grölten und soffen. Ängstliche Schreie drangen aus einem Fenster der Keller. Bald war sich Beyer darüber im klaren, was sich dort zutrug. Wohl drei Stunden blieb er vor dem Fenster liegen. Dann trat dort unten Stille ein. Nur das Wimmern von Frauenstimmen war zu vernehmen. Beyer wartete noch zehn Minuten, dann machte er sich den Eingeschlossenen bemerkbar. Was nun geschah, ging so schnell, daß sich die beiden der Einzelheiten später kaum noch erinnern konnten. Beyer wollte versuchen, alle Frauen nacheinander durch das niedere Fenster zu zerren. Als es ihm gelungen war, die erste – es war die Rote-Kreuz-Schwester Hilde Noll – unter erheblichen Anstrengungen ins Freie zu zerren, wurden wachhabende russische Soldaten auf die Geräusche aufmerksam.

Fluchtartig verließen die zwei das Kellerfenster und entkamen im Schutz der Dunkelheit. Ungezielte Schüsse peitschten hinter ihnen her, aber es gelang den beiden, aus der Stadt zu entkommen. Nach viertägigem und entbehrungsreichem Marsch durch unwegsames Waldgebiet trafen sie

hungrig und entkräftet auf Soldaten der neu errichteten deutschen Abwehrfront.

Der Oberfeldarzt des Feldlazarettes ist ein Mann, der als Militärarzt manches Leid gelindert hat, aber der Rote-Kreuz-Schwester Hilde Noll läßt er seine besondere Pflege angedeihen. Sie wird im Lazarett Patient Nummer 1, damit sie sich von den seelischen Qualen erholen kann. Alle Landser fühlen das mit und lassen der jungen Frau alle Hilfe angedeihen, die in ihrer Macht steht.

Der Erfolg einer Schlacht wird in der Zahl der vernichteten oder erbeuteten Geschütze und die dem Feind beigebrachten Verluste bewertet. Dabei mag der Heerführer strategische oder taktische Belange mit ins Auge fassen. Was die Statistik nicht erfaßt, ist unausgesprochenes Leid der namenlosen Schicksale des Einzelnen. Welcher Heeresbericht spricht von jenem Soldaten, der durch eine krepierende Granate sein Augenlicht verlor, wer spricht von jenem, der den kümmerlichen Rest seines Erdendaseins in geistiger Umnachtung verbringen muß, da ihm eine Kopfverletzung den Verstand raubte? Welche Energie zum Leben muß derjenige aufbringen, dem die Ketten eines feindlichen Panzers beide Beine zerquetschten, den die Amputation der Glieder wohl von den wahnsinnigen Schmerzen befreiten, ihn aber zum ewigen Krüppel stempelten! Im Feldlazarett, hinter dem Brennpunkt einer Front, häufen sich zu Hunderten diese Fälle. In wenigen Tagen sind die weißbezogenen Betten des Lazarettes in Idritza voll belegt. Und der Strom der eintreffenden Verwundeten hält ununterbrochen an. Zwar sorgt der Tod dafür, daß einzelne Betten wieder frei werden, aber mit den Neuankommenden kann er doch nicht Schritt halten.

So entschließt man sich, die leichteren Fälle weiterzutransportieren.

Zu den sogenannten leichteren Fällen zählt auch der

Unteroffizier Volkmann.

Der früh einsetzende Winter macht sich schon mit einem schneidenden Nordost bemerkbar, als er mit etwa hundert Leichtverwundeten – vorwiegend Arm-, Hand- oder Beinverletzte – in Omnibussen und Sankas zum Bahnhofsgelände gefahren wird.

Es sind zehn, mit je acht Betten versehene und zwei mit Sitzbänken ausgestattete Güterwagen, in denen die Transportfähigen Aufnahme finden. Es sind nicht jene komfortablen, umgebauten D-Zug-Wagen eines Lazarett-Zuges, dessen Insassen für die Aufnahme in ein Heimatlazarett bestimmt sind.

Die zwölf Waggons werden an einen Leerzug angehängt, mit dem Endziel Libau in Lettland. Volkmann, bäuchlings im zweiten Stock eines Wandbettes liegend, schlürft den heißen Kaffee, den ein Sanitäter gerade aus einer großen dampfenden Kanne verteilt hat. Negerschweiß²⁷, denkt er beim Trinken, und das Zeug schmeckt wie eingeschlafene Füße. Der unter ihm Liegende – es ist der Beinverletzte der neunten Batterie – ruft wiederholt in einem gequälten Ton:

»Sani, Ente!« Nach einer kurzen Pause wieder:

»Sani, Ente!«

Als der Gerufene endlich mit dem gläsernen langgestreckten Nachtgeshirr erscheint, wird er aus allen Betten mit Fragen bestürmt:

»Sani, wann fahren wir? Sani, wann gibt's was zu essen? Sani, wo geht die Reise hin?«

»Sani hinten, Sani vorne«, antwortet der Sanitäter. »Ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht. Drei Wagen mit vierundzwanzig Verwundeten habe ich zu betreuen.«

»Red' nicht soviel«, ertönt es aus einer Ecke, »sag' schon, warum wir hier jetzt über drei Stunden warten?«

»Die Bahnstrecke soll an mehreren Stellen von Partisanen

²⁷ Landserausdruck für dünnen Kaffee

gesprengt worden sein. Ein Bautrupp ist schon dabei, die Gleise wieder befahrbar zu machen. Beruhigt euch also!«

»Heiliger Bimbam! Wie lange wird das denn noch dauern?«

Es dauert noch zweimal drei Stunden, und die zwölf Behelfsverwundetenwagen stehen noch immer auf den Schienen im Bahnhofsgelände von Idritza. Während dieser Zeit kommen die vielbeschäftigen Sanitäter nicht zur Ruhe.

»Sani, mein Verband ist verrutscht. Sani, ich habe Durst«, und immer wieder »Sani, Ente!« Der Vielbeschäftigte läuft von Bett zu Bett, um alle Wünsche zu befriedigen.

Es ist fast um Mitternacht, als die zwölf Wagen an den bereitstehenden Leerzug angekoppelt werden.

Zum Schutz gegen Partisanenüberfälle fahren drei Leerzüge vor der Lokomotive durch das von Partisanen verseuchte Gebiet. Dem ersten und letzten Transport sind Wagen mit je drei 4,5-Flakgeschützen als Schutz beigegeben. Am mittleren Zug sind Wagen mit dem Rote-Kreuz-Zeichen angehängt. Völlig abgedunkelt, ohne Schlußlichter, verlassen die drei Züge kurz nach Mitternacht Idritza. Auf den Lokomotiven bohren Heizer und Lokführer den Blick in die vor ihnen liegende Finsternis, die von Gefahren umlauert ist.

Das Stoßen der Räder lässt die Verwundeten aufwachen. Volkmann schaut durch das schmale Fenster. Die eintönige, gleichmäßige russische Landschaft huscht im Dunkeln vorüber. Einer sagt:

»Mensch – endlich! Der Laden rollt. Es geht nach Westen, der Heimat zu.«

Der Sanitäter, der sich gerade auf seinem Schemel einige Minuten Ruhe gegönnt hat, wird von dem Ruf: »Sani, Ente!« wieder aufgeschreckt. »Ja, ja, ich komm schon!«

Unruhig flackert das kleine Licht. Ganz langsam fährt der Zug, als wolle er sich behutsam durch die Finsternis tasten.

Die Verwundeten sind gute Dinge und froh, mit verhältnismäßig nicht ernsten Verletzungen das Frontgebiet

verlassen zu können. Jemand spielt gedämpft auf einer Mundharmonika.

Ein lauter Knall läßt plötzlich alle verstummen. Das Kerzenlicht fällt zu Boden und verlöscht.

Einer brüllt:

»Partisanen! Wir sind auf eine Mine gefahren! Der Zug steht!«

Tatsächlich, der Zug hält. Was ist geschehen? Werden Partisanen einen Überfall verüben? Schrill pfeift eine Lokomotive.

»Wer hat einen Karabiner?« schreien einige. Wer hat schon von den Verwundeten ein Gewehr? Kopfloses Durcheinander!

»Nur kein Licht machen, sonst bieten wir den Partisanen ein gutes Ziel!« Volkmann ist der erste, der einen klaren Gedanken faßt. »Bleibt mal jeder ruhig auf seinem Platz«, ruft er in die Dunkelheit. Langsam fährt der Zug wieder an. Vorsichtig, als taste er sich über eine unbekannte und gefährliche Stelle. Beklemmende Stille unter den Landsern. Und als die Geschwindigkeit des Zuges zunimmt, ein erleichtertes Aufatmen.

Was war geschehen?

Beim nächsten Halten in Polozk klärt sich der unliebsame Aufenthalt auf. Mit geringen Abständen waren die drei Transportzüge gefahren. In der Dunkelheit konnten die Lokführer ihren Vorzug in der Dunkelheit nicht erkennen, zumal da noch drei Ballastwagen vor den Lokomotiven fuhren. So geschah es, daß der hintere auf die Wagen des vor ihm fahrenden Zuges auffuhr. Den Knall verursachten die zusammenschlagenden Puffer. Es mutet wie ein Wunder an, daß kein Waggon aus den Gleisen sprang, und nur den geistesgegenwärtigen Feldeisenbahnern war es zu verdanken, daß kein größeres Unglück entstand.

Die Landser der zwölf Verwundetenwagen sind froh, als die Fahrt am nächsten Tag durch das Baltenland geht, wo die

Landschaft und ihre Menschen bedeutend friedlicher sind.

In den späten Abendstunden trifft der behelfsmäßige Lazarettzug in der Hafenstadt Libau an der Ostsee ein, wo die Verwundeten Aufnahme im Frontlazarett finden. Auch hier ist die Kapazität des Hauses fast erschöpft. In Doppelbetten sind die über tausend sogenannten leichten Fälle untergebracht.

Es ist ein zusammengewürfelter Haufen, mit dem Volkmann die Stube mit den zehn Doppelbetten teilt. Infanteristen, Pioniere, Artilleristen – Drückeberger, Maulhelden, ehrliche Kameraden – Gefreite, Unteroffiziere, ein Feldwebel und ein degraderter Leutnant.

Da ist der Obergefreite Wandt aus Dortmund, dessen tägliche »Arbeit« vor der ärztlichen Visite es ist, seine Wunde an der Wade mit den Händen zum Aufreißen zu bringen, um nur nicht kv geschrieben zu werden.

Hier der lange Kölner, der Obergefreite Lascher, ist direkt das Gegenstück. Er trägt das goldene Verwundetenabzeichen. Fünfmal hat es ihn als MG-Schütze schon erwischt. Will sich freiwillig zur Truppe zurückmelden, sobald sein in Gips liegender Arm wieder frei ist.

Volkmann, der diese Typen betrachtet, möchte fast zu dem Schluß gelangen, als sei das Aufrechte und Pflichtbewußte bei den deutschen Soldaten am Erliegen.

Aber es ist doch mehr die niedere Kreatur Mensch, die sich in den Lazaretten von den vielen Strapazen der Frontzeit erholen möchte.

Da ist noch der degradierte Leutnant, einstmals Flugzeugführer einer »Ju 88«. Zur Frontbewährung war er bei einem Minenräumkommando der Pioniere eingesetzt. Als einfacher Soldat, versteht sich. Ein Handgranatsplitter hatte ihm den Daumen weggerissen. Meist sitzt der Degradierte sinnend auf der Kante seines Bettes. Als Volkmann ihn einmal nach dem Grund seiner Degradierung fragt, gibt er zur Antwort: »Weibergeschichten.«

Einige Betten weiter bearbeitet der Obergefreite Wandt seine Wadenwunde, da in wenigen Minuten die Visite durch den Chefarzt zu erwarten ist. Mit beiden Daumen zerrt er die Wundränder auseinander. Er macht ein schmerzverzerrtes Gesicht und sagt zu Volkmann, als dieser ihn bei seinem Treiben beobachtet:

»Was man nicht alles ausstehen muß, um in Ruhe leben zu können, nicht wahr, Unteroffizier?«

»Weißt du, daß das, was du da machst, Entzug der Wehrkraft ist und mit schärfsten ...«

»Strafen geahndet wird? Jawohl, das weiß ich. Kannst ja hingehen und mich melden.« Wandt sieht Volkmann mit lauerndem Blick an und legt die Binde wieder um sein Bein. Der Obergefreite will noch etwas sagen. Da wird die Tür geöffnet, und der Chefarzt des Lazarettes, in der Uniform eines Feldarztes, tritt mit seinem Gefolge in die Stube. Ärzte in weißen Kitteln, Rote-Kreuz-Schwestern mit aufmunternden Blicken bauen sich respektvoll hinter dem Feldarzt auf.

Er tritt an das Bett des Armverbundenen und nimmt dessen Meldung entgegen.

»Obergefreiter Lascher. Durchschuß linker Unterarm.«

»Haste noch Schmerzen, mein Junge?« Der Feldarzt spricht jeden mit »Du« an und hat Wärme und Väterlichkeit in seinem Ton.

»Kaum noch, Herr Feldarzt. Wird bald wieder gehen. Möchte zur Truppe zurück.«

»Mal nicht so stürmisch, mein Junge! Die werden auch ohne dich fertig.« Er wendet sich an den Stationsarzt. »Wie ist der letzte Befund?« fragt er.

»Distorsion beider Ellenbogenspeichen. Gipsverband noch weiter erforderlich.«

»Na also«, sagt der Feldarzt zu dem Obergefreiten, »hast noch 'ne Weile Zeit. Feierst Weihnachten im Lazarett, mein Junge!« Dann geht er weiter und steht vor Wandts Bett.

»Obergefreiter Wandt. Wadenstreifschuß. Wunde stark am Eitern.«

»Na, dann zeigen Sie mal her!« Ausgerechnet bei Wandt sagt er nicht »Du«, sieht ihn auch prüfend über seine Brille an und beugt sich über die von einer Schwester freigemachte Wunde.

»Sieh mal einer an! Wann sind Sie verwundet worden?«

»Vor neun Monaten. Im Februar.«

»War mal eine harmlose Fleischwunde, nicht wahr? Wie haben Sie das denn hingebogen?«

»Gar nicht, Herr Feldarzt. Die Wunde eitert in einem fort.«

»Melden Sie sich nachher bei mir. Haben Sie verstanden?« Ohne eine Antwort abzuwarten, geht der Feldarzt zum nächsten Bett.

»Unteroffizier Volkmann. Entfernter Granatsplittersteckschuß rechtes Schulterblatt.«

»Wann wurdest du verwundet, mein Junge?« Der Feldarzt ist wieder der alte mit gutmütigem Blick. «

»Vor zwei Monaten, Herr Feldarzt.«

»Heb mal den Arm mein Junge. Na, geht schon wieder. Wirst bald deine Koffer packen oder hastest noch keine Lust?«

»Jawohl, Herr Feldarzt.«

»Na ja, erst mal Genesendenkompanie beim Ersatzhaufen.« Schon ist der Feldarzt beim nächsten Bett. Während der Verwundete sein Sprüchlein herunterrasselt, denkt Volkmann, daß er in wenigen Wochen bei der Ersatzbatterie in der Heimat sein wird. Dann geht es bald wieder zum »alten Haufen«.

Unergründlich ist das Schicksal des Soldaten. Er kann nie von einem Tag zum anderen planen. Er wird gelenkt von militärischen Erwägungen seiner Vorgesetzten und Dienststellen.

Auf dem Bahnhofsgelände von Libau steht ein Lazarettzug mit Verwundeten und harrt der Ausladung. Im überfüllten

Lazarett müssen schnellstens 60 Betten für die Neuankommenden frei gemacht werden. Das bedeutet, daß Genesende sofort zu ihren Ersatzeinheiten in Marsch gesetzt werden. Volkmann ist unter ihnen. Schon um 12 Uhr sitzt er in dem planmäßigen Zug ins Reich in einem Abteil zweiter Klasse, das für sie reserviert worden ist.

Am übernächsten Morgen marschiert Volkmann nach anstrengender Bahnfahrt durch das breite Kasernentor der Ersatzabteilung und meldet sich im Stabsgebäude.

Es riecht nach Kasernenluft. Aus der Exerzierhalle dringen Kommandofetzen, eine ausrückende Einheit frischer Rekruten marschiert mit geschulterten Karabinern singend zum Tor hinaus. Die schrille Pfeife eines UvD tönt aus einem Kasernenblock. Im Mannschaftszug wird eine Feldhaubitze über das harte Kopfsteinpflaster gezogen. Echte Kasernenluft!

Volkmann erhält Anweisung, sich bei der 3. Batterie zu melden. Als er im Türrahmen des Kasernenblocks stehenbleibt, flitzen zwei frisch gebackene Rekruten die Treppen hinunter, bleiben vor Volkmann in betont strammer Haltung stehen:

»Bitte, Herr Unteroffizier, vorbeigehen zu dürfen«, sagten die beiden wie aus einem Munde und rennen, ohne eine Antwort abzuwarten, an Volkmann vorbei.

Dann betritt Volkmann die Schreibstube. Hinter einer Schranke sitzt der Schreibstübengefreite und tippt auf einer Schreibmaschine, ohne den Eintretenden zu beachten:

»Der Hauptwachtmeister nicht da?«, macht sich Volkmann bemerkbar.

»Nein, Herr Unteroffizier, hat Urlaub. Aber der Chef ist in seinem Zimmer.« Dabei deutete der Gefreite auf die Tür der angrenzenden Stube.

»Kann man reingehen?«

»Augenblick.« Der Gefreite geht in das Zimmer des Batterieführers, erscheint nach wenigen Sekunden und gibt Volkmann durch Kopfbewegung zu verstehen, daß er eintreten

kann. Als Volkmann das Zimmer betritt, hebt er die Hand zum Gruß, da er ohne Kopfbedeckung ist. Für einen Augenblick verschlägt es ihm die Stimme, denn der Offizier, der da in leicht gebeugter Haltung vor ihm steht, ist kein anderer als Gockel, Hauptmann Gockel.

Der alte, rheumageplagte Gockel als Chef einer Ersatzbatterie!

»Nun, Volkmann?« sagt der Hauptmann im väterlichen Ton. Volkmann besinnt sich, daß er vor dem Offizier seine Meldung zu machen hat.

»Unteroffizier Volkmann als Genesender aus dem Frontlazarett entlassen. Zur dritten Batterie eingeteilt.«

Gockel legt dem Unteroffizier die Hand auf die Schulter und drückt ihn auf einen Stuhl:

»Na, dann erzählen Sie mal erst. Was gibt es Neues in der Neunten? Verwundet gewesen? Zum Unteroffizier hat man Sie gemacht? Na schön! Wer führt denn jetzt die Batterie? Immer noch Oberleutnant Walter?« Und Volkmann muß berichten.

Es vergeht fast eine Stunde, in der Gockel nach allem fragt, wobei sich das Gesprächsthema mehr um personelle Fragen dreht.

Nachdem sich Gockel nach allem erkundigt hat, stellt er unvermittelt die Frage:

»Und was halten Sie von der allgemeinen militärischen Lage im Osten?«

Volkmann ist mit seiner Antwort dem Vorgesetzten gegenüber vorsichtig:

»Es wird schon wieder aufwärts gehen, Herr Hauptmann.«

»Meinen Sie, Volkmann?«

»Im Winter war immer die Initiative bei den Sowjets. Der Führer sagt...«

»Der Führer, der Führer? Volkmann ich will Ihnen mal was sagen: Deutschland kann den Krieg nicht mehr gewinnen. Zu Ihnen, glaube ich, kann ich das sagen. Zu anderen würde ich

mich hüten, so etwas auszusprechen. Sie sind ein Mensch, den ich seit Jahren kenne. Dieser Krieg ist für uns verloren. Wirklich, es ist eine Tatsache, die wir nicht mehr wegleugnen können. Da helfen auch die Versprechen der Propaganda vom baldigen Einsatz neuer Wunderwaffen nicht hinweg. Mir tun die jungen Leute leid, die wir hier ausbilden und nach acht Wochen an die Front schicken. Sie kommen mit einem Idealismus in die Kaserne, den ich nur bewundern kann. Vielleicht finden sie sich nach der kurzen Ausbildung unter den alten Fronthasen zurecht. Aber es ist alles sinnlos! Opfermut, soldatische Tugenden, Idealismus stehen einer ungeheuren Masse von Menschen und Material auf der Feindseite gegenüber. Volkmann, es geht dem Ende zu! Die Fronten in Italien und Rußland sind ins Wanken geraten, die fast täglichen Luftangriffe zerstören die deutsche Kriegsindustrie und zerstören unsere Städte. Im Westen steht man in Erwartung einer Invasion. Deutschland wird in ganz Europa die Kehle zugeschnürt. Das sind die Früchte einer überspannten Politik, die geglaubt hat, die Welt mit Gewalt in die Knie zwingen zu können.«

Volkmann hat schweigend den Ausführungen Gockels zugehört. Es erschüttert ihn zu sehr, was er aus dem Mund des Offiziers hört, der alles so selbstverständlich und nüchtern ausspricht. Er ist froh als der Hauptmann das Gespräch beendet, keine weiteren Fragen stellt und ihn entlässt.

»Noch eins«, sagt Gockel zu dem aufgestandenen Volkmann. »Es ist noch jemand vom alten Haufen hier: Unteroffizier Gebhard. Gewiß möchten Sie mit ihm zusammen auf einer Stube liegen?«

»Jawohl, Herr Hauptmann.«

»Im übrigen, Volkmann, werde ich dafür sorgen, daß Sie Ausbilder werden und möglichst lange in der Garnison bleiben.« Gockel lächelt über seinen zuvorkommenden Vorschlag. Um so erstaunter ist er über die Antwort.

»Es ist gut gemeint, Herr Hauptmann! Aber ich bitte, sobald wie möglich zur Fronttruppe kommandiert zu werden.«

Der Hauptmann sieht Volkmann verständnislos an, macht ein Gesicht, als wenn er sagen wolle: »Idiot!«

Volkmann erweist seine Ehrenbezeugung. Gockel gibt ihm einen freundschaftlichen Klaps auf die Schulter, wobei er den Unteroffizier mit einer Drehung zur Tür schiebt:

»Na, darüber reden wir später einmal.«

Der Unteroffizier vom Dienst sieht auf seine Uhr. Es ist gleich 20 Uhr. Aus dem Lautsprecher des Volksempfängers kommt das bekannte Geräusch des Drahtfunksenders. Es ist die Zeit der Einflüge der feindlichen Bomber. Heute ist eine sternklare Nacht, die den baldigen Voralarm ahnen lässt. Der UvD hat seinen Stahlhelm abgenommen und blättert gelangweilt in einer Illustrierten Zeitung. Sein Brustschild klappert metallisch gegen die Knöpfe seiner Feldbluse. Da ertönt die Stimme aus dem Empfänger: »Achtung! Achtung! Ein feindlicher Bomberverband über Schleswig-Holstein und Mecklenburg im Anflug auf Pommern. Achtung! Achtung! Voralarm im Raume von Stettin.«

Verdammtes! denkt der Unteroffizier.

Die fliegen unseren Raum an. Das wird wieder eine Nacht in den Luftschutzkellern oder Splittergräben geben. Gleich werden die Luftschutzsirenen aus der Stadt ertönen. Der Fernsprechapparat rasselt. Mechanisch greift der UvD zum Handapparat und meldet sich:

»Unteroffizier vom Dienst, dritte Batterie. Jawohl, sofort Fliegeralarm geben.«

Ruhig setzt er den Helm auf und ruft nach dem GvD. Da ist auch schon der auf- und abschwellende Ton der Sirenen zu hören. Der UvD spritzt auf die Korridore, lässt seine Trillerpfeife ertönen. »Alarm! Fliegeralarm!« schreit er. Verschlafen springen die Rekruten aus ihren Betten. Spinde werden aufgerissen, eilig steigt man in die Uniform und zwängt

sich fluchend in die Knobelbecher. Türen werden aufgeschlagen, die Korridore hallen von den bezweckten Stiefelsohlen, hastig rennen die Männer die Treppen hinunter. Kommandos erschallen: »Kanonierzug hier sammeln! Fahrerzug in die Splittergräben bei den Ställen! Nachrichtenzug hier!« Geblendet laufen die Soldaten ins Freie. Völlige Dunkelheit. Einige junge Rekruten, noch ungewohnt im Laufen mit den nagelbeschlagenen Stiefeln, stolpern und fluchen vor sich hin. Die Mannschaften suchen in den eingewiesenen Splittergräben und ausgehobenen Stollen eine Deckung. Dann tritt wieder Stille ein.

Unteroffizier Volkmann steht fröstelnd an einem ausgeworfenen und mit Brettern abgestützten Graben. Neben ihm geht Gebhard auf und ab, sich die Füße warmtretend. Am Abend hatten die beiden das Wiedersehen gefeiert. Gebhard besorgte einige Flaschen Bier und Erinnerungen wurden ausgetauscht. Volkmann war froh, unter den vielen fremden Gesichtern ein bekanntes zu finden. Gebhard berichtet, daß bei seinem Eintreffen auf dem HVP nach seiner Verwundung bei Staraja-Russa eine Bluttransfusion ihm in letzter Minute das Leben gerettet habe. So war damals der kleine Pohnke, der den Fernsprechunteroffizier aus den Gefahrenbereich getragen hatte, dessen Lebensretter. Ja, der kleine bescheidene Pohnke! Gebhard, der seit einigen Wochen als Ausbilder in der Ersatzbatterie war, ist ein echter Schleifer geworden, dem es offenbar Spaß macht, einen »jungen Hüpfer« anzupfeifen.

Gerade läßt er seine schneidende Stimme ertönen, um einen Nachzügler anzublasen: »Sie lahme Ente! Sie Halbsoldat! Ihr müßt mal Dunst unter den Hintern kriegen! An die Front gehört ihr, dann lernt ihr es, euch zu beeilen.«

»Mensch, Gebhard«, sagt Volkmann, »schnauz die Kerle doch nicht so an.« Er will noch sagen, daß man mit Güte mehr in der Ausbildung erreicht, als mit Schleifen, aber die erneut einsetzenden Sirenen lassen die Worte verstummen.

Alarm!

Und da stehen auch schon die gefürchteten »Christbäume«, die Markierungen der Bomberverbände, am nächtlichen Himmel. Scheinwerfer beleuchten gespenstisch die Nacht, Abschüsse von schwerer Flak krachen. Hundert Meter von der Kaserne bellen die Kanonen einer 4,5-Flak-Batterie.

Wenige Sekunden später bricht die Hölle los.

Rauschend fallen Bomben in die dichten Häuserblocks der Stadt. Die Erde erzittert unter den Explosionen. Die jungen Rekruten pressen sich gegen die Wände der Splittergräben und Stollen. Dazwischen summt das gleichmäßige dumpfe Dröhnen von hundert Flugzeugmotoren. Nur vereinzelt bellen noch einige Flakgeschütze. Die Kasernen, die an der Peripherie der Stadt liegen, werden vom Bombenhagel verschont. Aber in der Stadt selbst scheint die Hölle ihren Schlund aufzureißen.

Es ist eine Stadt von vielen, über die der Krieg seine Vernichtungswelle schlägt. Es ist eine von Hunderten, die den Sprengbomben, Stabbrandbomben und Benzinkanistern zum Opfer fallen.

Es ist nicht der erste Luftangriff, den die Stadt erlebt, es sind nicht die ersten Toten, die die Bevölkerung zu beklagen hat. Ihre Wohnhäuser, Fabriken und Kunstbauten zeigen schon an vielen Stellen die Narben des Krieges.

Wie an jedem Abend waren die Bewohner schlafen gegangen. Ihr Luftschutzgepäck mit den wertvollsten Habseligkeiten, Papieren und einige Eßwaren standen zur Mitnahme bereit. Die müden, verhärmten Gesichter der vielen Frauen schienen zu fragen, ob es eine Nacht ohne Alarm geben würde. Die Kinder wurden schon früh ins Bett gebracht, damit sie wenigstens etwas Ruhe finden konnten. Zum wenigen Schlaf gesellte sich der ewige Hunger, denn die Verpflegungsrationen waren im fünften Kriegsjahr knapp geworden. Die Rationen auf den Lebensmittelkarten reichten eben nur zum Dahinvegetieren.

Wie ausgestorben liegt die verdunkelte Stadt. Nur vereinzelte Autos mit Tarnscheinwerfern tasten sich durch die Straßen.

Kurz vor 21 Uhr setzen die Sirenen ein. Das auf- und abschwellende Heulen mit dem nachfolgenden Dauerton kündete Voralarm und riß die Menschen aus dem Schlaf. Und dann noch einmal die Sirenen: Alarm!

Eilig suchte man, die Koffer in der Hand, die Bunker und Schutzräume auf. Und wer noch im Glauben war, der Alarm gehe ohne Angriff vorüber, der wurde vom tiefen Brummen der Motoren und dem Bellen der Flakbatterien eines anderen belehrt. In den kriegswichtigen Fabriken stellte die Nachschicht ihre Arbeit ein.

Dann setzte das Inferno ein!

Ohne Mitleid, ohne Erbarmen legt sich der Bombenteppich über die Stadt. Und hier in den dichten Wohnvierteln, zwischen den Fabrikanlagen, verfehlt keine Bombe ihr Ziel. Was ist dieses Ziel? Es sind Mütter, Säuglinge, Greise – und die Arbeiter aus den Fabriken.

In den Bunkern hält man den Atem an. Durch den dicken Beton der hohen Klötze ist das Krachen der Bombeneinschläge zu hören.

Die erste Welle ist vorüber. Eine zweite und dritte folgt. 20 Minuten dauert der Angriff. Nach weiteren 10 Minuten heulen die Sirenen Entwarnung. Und was in dieser knappen halben Stunde geschehen ist, in dieser Zeit des Krepierens der Spreng- und Brandbomben, sehen die Soldaten der Garnison in den frühen Morgenstunden.

Zwischen den Kasernen sind keine Bomben gefallen. Sofort nach der Entwarnung wird die Abteilung zur Hilfsaktion eingesetzt.

Die Unteroffiziere Volkmann und Gebhard und ein Wachtmeister fahren mit einem Trupp Soldaten auf einem Lastkraftwagen in das Stadtinnere. Überall brennende und

zusammenbrechende Häuser. Vereinzelt zerplatzen Zeitzünder und lassen Funken der brennenden Häuser aufspritzen.

Volkmann hat an der Front manchen Kameraden sterben sehen, aber was er hier sieht, erschüttert ihn auf das tiefste.

In den Keller eines großen Gebäudes, der als behelfsmäßiger Luftschutzraum dient, hat eine schwere Bombe eingehauen, nachdem sie sämtliche Stockwerke durchschlagen hatte. Was in den Kellerräumen Schutz suchte, wurde erschlagen. Gräßlich verstümmelte Leichen, meist Frauen, liegen, vom Luftdruck der Explosion an die Wand geschleudert, mit entstellten Gesichtern und grotesken Körperhaltungen.

Eine Mutter geht mit weit ausgebreiteten Armen, den Blick wie eine Wahnsinnige vor sich gerichtet, durch die Straße. Immer wieder schreit sie die Worte: »Mein Kind, mein Kind!« Es sieht aus, als wolle sie jeden Augenblick in die Flammen eines brennenden Hauses springen.

Unter einer Bahnunterführung liegt ein Trupp Gefangener. Tot. Auch sie sind von den Bomben erfaßt worden.

Überall der Anblick der Zerstörung. Gibt es hier noch etwas zu retten? Hier wurde, was Generationen in mühevoller und jahrhundertelanger Arbeit errichteten, in wenigen Minuten zerstört. Das ist kein Krieg mehr, der die Entscheidung durch Waffen sucht, das ist Wahnsinn, Mord, dem der Mensch machtlos gegenübersteht.

Volkmann denkt für einen Moment an den Blockwart Meyer seiner Heimatstadt, der beim Abschuß eines feindlichen Flugzeuges die Worte rief: »Wenn hundert kommen, werden wir hundert abschießen.« Wo ist unsere Luftabwehr, die diese hundert herunterholen wird? Wo sind die Versprechungen des »Reichsmarschalls«, der großspurig den Abschuß eines jeden erscheinenden feindlichen Flugzeuges versprach?

Volkmann steht inmitten von Trümmern. Überall, wo er hinsieht, bedeckt Steinschutt die Straßen. Schräg hinter ihm bricht funkensprühend ein brennender Dachstuhl zusammen.

Glühende Balken wirbeln durch die Luft. Aufgeregt laufen Menschen auseinander. Eine rote Steinstaubwolke steigt auf. Ratlos stehen die Soldaten herum. Nirgendwo ein Feuerlöschzug. Was sollte er in diesem Chaos auch ausrichten? Es sind Hunderte von Brandherden, und die Hydranten geben kein Wasser für die Spritzen.

Um die Mittagszeit fahren die Feldküchen der Garnison in die schwergetroffene Stadt und teilen warme Erbsensuppe an die über Nacht obdachlos gewordene Bevölkerung aus. Lange Menschenschlangen stehen an den Ausgabestellen.

Erst am späten Abend rückt Volkmann mit dem Trupp in die Kaserne ein. Er ist froh, aus dem Trümmerfeld dieser deutschen Stadt wieder herauszukommen. Luft braucht er, Luft.

Fast erdrücken ihn die gräßlichen Bilder, die er heute sah. Das war schlimmer als alles Erleben an der Front!

Und da draußen in der HKL des Ostens oder in Italien, im Westen und überall, wo deutsche Soldaten stehen, da glauben sie, die Heimat vor dem Ansturm der Feinde retten zu müssen – retten zu können. Dabei zerfällt diese Heimat unter dem Hagel der Bomben in Schutt, zerfällt unter dem Hagel der Brandbomben in Asche!

Kann die deutsche Wehrmacht diesen Krieg noch gewinnen? Volkmann erkennt plötzlich die Bedeutung der Worte, die Hauptmann Gockel zu ihm sprach. Soll alles umsonst sein? Alle Opfer der Männer an den Fronten, alle Opfer der Heimat?

Volkmann grübelt und grübelt und weiß schließlich doch nur das eine: Ob die Meinung Hauptmann Gockels richtig ist oder die des Unteroffiziers Gebhard – das zu entscheiden vermag noch niemand.

Unteroffizier Volkmann denkt nur: Hoffentlich ist der Krieg bald zu Ende. Hoffentlich ...

ENDE

15-cm-Panzerwerfer 42 (Zehnling)

Die Minenwerferwaffe des Ersten Weltkrieges wurde in der Deutschen Wehrmacht vom Jahre 1935 an durch die Nebelwerferwaffe abgelöst. Die Abteilungen der Nebeltruppe zogen mit dem 10-cm-Werfer in den Zweiten Weltkrieg. Doch schon nach dem Westfeldzug (ab 10.5.1940) wurden diese Werfereinheiten umgerüstet und erhielten einen Werfer von 15 cm Kaliber, der eine Reichweite bis zu 6,7 Kilometern hatte. Während des Krieges gegen die Sowjetunion (ab 22.6.1941) wurden die Kaliber erweitert und die Waffe erheblich verbessert.

Der in der zweiten Hälfte des Ostfeldzuges sich neu entwickelnde Bewegungskrieg veranlaßte die deutschen Rüstungsstellen, die eigenen motorisierten Truppen mit Nebelwerfern auszurüsten. Diese Waffe konnte dann gleichermaßen im Angriff wie zur Abwehr feindlicher Panzerangriffe eingesetzt werden.

Im Jahre 1943 gab es den 10-cm-Werfer nur noch bei den Gebirgstruppen, die übrigen Werfer mit einem Kaliber von 15, 21 und 30 Zentimetern blieben den Infanteriedivisionen vorbehalten. Die Panzertruppe erhielt den 15-cm-Panzerwerfer.

Das Wurfgerät – zwei Reihen mit je fünf Rohren (deshalb der Name »Zehnling«) – war auf dem Fahrgestell »Maultier« montiert. Das Gewicht der gesamten Waffe betrug 7.100 kg, die Fahrgeschwindigkeit 40 km/h. Die Reichweite des durch Eisenrahmen gehaltenen Zehnlings betrug 6.700 m. Der Werfer konnte in 18 Sekunden eine Salve von 80 Schuß verfeuern. Die

Munitionsausstattung des einzelnen Fahrzeugs belief sich auf 400 Schuß, davon 90 Prozent Spreng- und 10 Prozent Nebelgranaten.

Die Panzerwerferbatterien, die von je acht Werfern gebildet wurden, waren Heerestruppenteile. Sie wurden den einzelnen Werferregimentern als Batterien unterstellt oder fanden als selbständige Einheiten vorübergehend Verwendung bei Panzer- und Panzergrenadierdivisionen.

Deutsche Panzerfahrzeuge



**15-cm-Panzerwerfer 42
(Zehnling)**